XIV. Band 1928 Heft 4

IMAGO

Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Natur- und Geisteswissenschaften

Offizielles Organ der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung

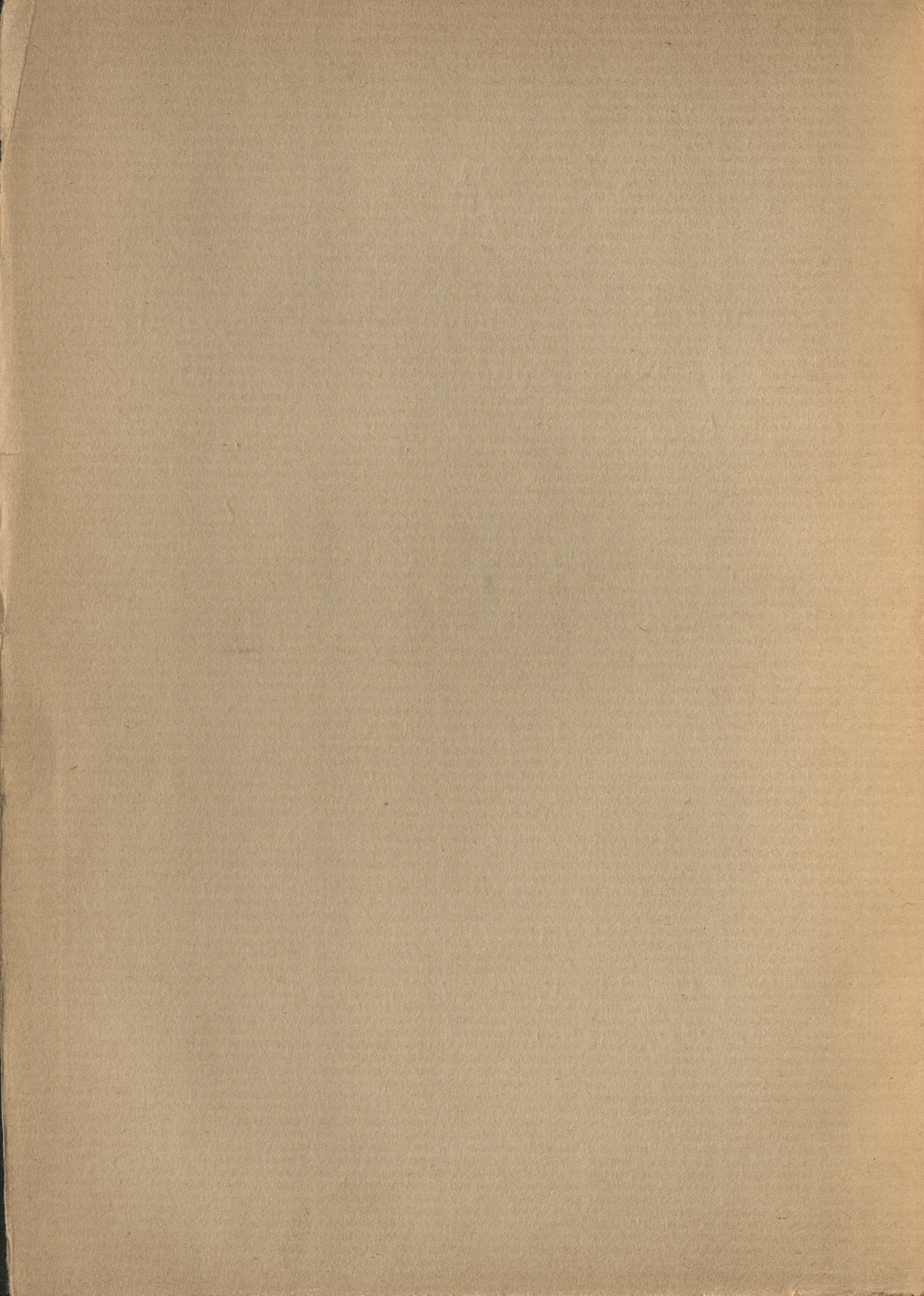
Herausgegeben von

Sigm. Freud

Redigiert von **Sándor Radó, Hanns Sachs** und **A. J. Storfer**

Internationaler Psychoanalytischer Verlag

Wien I, Börsegasse 11



I M A G O

ZEITSCHRIFT FÜR ANWENDUNG DER PSYCHOANALYSE
AUF DIE NATUR- UND GEISTESWISSENSCHAFTEN

XIV. Band 1928 Heft 4

Psychoanalyse und Wertproblem

Vortrag, als Einleitung zu einer Diskussion, gehalten in der Wiener Psychoanalytischen Vereinigung am 21. März 1928

Von

Heinz Hartmann

Wien

Wenn wir versuchen, uns über die mannigfaltigen Fragen Klarheit zu verschaffen, die sich aus der gegenseitigen Beziehung der Psychoanalyse zu den Wertproblemen ergeben, so rechtfertigt sich dieser Versuch zunächst durch das Bedürfnis nach einer theoretischen Besinnung auf die analytischen Grundpositionen. Es ist nicht lediglich ein subjektives Bedürfnis, das in dieser Denkrichtung zum Ausdruck kommt, vielmehr stehen darüber hinaus eminente sachliche Notwendigkeiten in Frage. Dazu kommt, daß die Psychoanalyse bisher gerade diesem wichtigen Gedankenkreis nur sehr selten ihr Interesse zugewendet hat. Die Analyse steht durch ihren Gegenstand mitten drin in Wertungsproblemen. Anders und mehr als bei irgendeiner anderen Wissenschaft führt jeder Schritt auf analytischem Gebiet in Wertprobleme hinein. Die menschlichen Triebäußerungen und Interessen sind ja ihr vornehmstes Arbeitsfeld, und daß ein Zusammenhang zwischen Trieb- und Willensvorgängen und individuellen Wertsetzungen besteht, dürfen wir vorweg voraussetzen — wie immer sich uns sonst das Verhältnis von Psychoanalyse und Werturteil gestalten mag; es kommt hinzu, daß die Psychoanalyse als Therapie ja auch in das praktische Handeln hineinreicht. Sie tut das aber auch in stets wachsendem Maße in ihrer Anwendung auf die Pädagogik und wird es vermutlich über kurz oder lang in politischen, psychotechnischen und anderen Anwendungen tun — daher



hat es für uns auch eine, wie mir scheint, sehr hoch einzuschätzende praktische Bedeutung, uns klar zu werden, in welche Beziehungen denn die analytische Empirie zum Handeln treten kann. Schließlich können uns diese Überlegungen, wie Sie sehen werden, auch etwas über die geisteswissenschaftlichen Möglichkeiten der Analyse lehren. Ich kann die Fragen, um die es sich dabei handelt, hier und heute natürlich nur ganz skizzenhaft andeuten. Es wird wesentlich meine Aufgabe sein, die Probleme zu umreißen und sie Ihrer Stellungnahme zugänglich zu machen. Dabei sollen uns von den Wertproblemen vor allem jene interessieren, die sich aus der Beziehung zu ethischen Fragestellungen ergeben.

Psychoanalyse ist eine empirische Wissenschaft, und zwar ist sie, nach ihrer Methode klassifiziert, Naturwissenschaft vom Seelischen. Sie ist weiters als eine wesentlich genetisch verfahrende Disziplin zu kennzeichnen. In letzter Linie tendiert sie auf eine allgemeine Theorie des menschlichen Seelenlebens. Stellen Sie sich nun vor, die Analyse hätte zu ihren reichen bisherigen Ergebnissen noch viele andere hinzugefügt: sie könnte dann von jedem einzelnen seelischen Zustand oder Vorgang die Vorstufen angeben, aus denen er sich entwickelt hat, ja sie könnte auch — bis zu einem gewissen Grade wenigstens — menschliche Entwicklungswege prognostizieren. Nun, manche meinen, daß sich aus einer so vollkommenen Kenntnis der seelischen Gesetzlichkeiten doch auch ganz neue Zielsetzungen für die Pädagogik, für die Ethik ergeben müßten. Aber so liegen die Dinge nicht — und damit kommen wir zu dem ersten der uns heute interessierenden Probleme, zur Frage nämlich nach der Beziehung von analytischer Empirie und Werturteil.

Machen wir uns zunächst klar: wenn wir als Therapeuten oder Pädagogen bewußt handeln, sind wir von Wertungen geleitet. Wir erstreben ein Gut oder die Verwirklichung eines Wertes, und wo unser Handeln Mittel zum Zweck ist, wird eben dieser Zweck von uns als wertvoll (im weitesten Sinne) beurteilt. In solcher Weise aber müssen wir als Therapeuten wie als Pädagogen unaufhörlich Stellung nehmen. Nun hat man gesagt: wenn uns die Analyse lehrt, die Heilung eines Menschen sei von einer bestimmten Voraussetzung abhängig, so ergebe sich daraus mit Notwendigkeit die Forderung, diese Voraussetzung zu schaffen. Oder: die Analyse hat uns die ungeheure Macht des Sexualtriebs und im besonderen seine Bedeutung für die seelische Gesundheit kennen gelehrt; also, hört man oft, dürfe die Sexualmoral die konventionelle Eindämmung des Trieblebens nicht länger dulden. Nach diesem Schema sind nun alle Ableitungsversuche

von ethischen Stellungnahmen aus analytischen Ergebnissen gebaut. Sie verstehen aber, daß eine solche „Ableitung" im Grunde ganz unzulässig ist. Denn das Werturteil, das hier angeblich aus der analytischen Empirie hergeleitet wird, ist ja tatsächlich als geltend schon vorausgesetzt. Also z. B. in unserem ersten Fall, daß Gesundheit etwas unbedingt Erstrebenswertes ist, dem andere Werte untergeordnet werden müssen. Ich glaube, der Sachverhalt geht schon aus diesem Beispiel ganz klar hervor: Werturteile oder Postulate für das praktische Verhalten können aus Tatsachenfeststellungen niemals abgeleitet werden. Wo es den Anschein haben mag, daß eine solche Ableitung stattfindet, liegt tatsächlich die, wie man meint, zu „beweisende" Wertung, Forderung usw. immer schon als Voraussetzung zugrunde. Natürlich sind die Dinge nicht immer so einfach wie in unserem Beispiel aus der Therapie. Geben wir ein anderes: wir wissen, daß dem infantilen Schau- und Wißtrieb eine genetische Beziehung zum wissenschaftlichen Denken einerseits, zur Zwangsneurose anderseits zukommt. Nehmen wir einmal an, wir hätten als Pädagogen die Möglichkeit, ein Kind in der Richtung auf Triebbefriedigung, auf Verdrängung oder auf Sublimierung zu beeinflussen. Was tun wir, wenn wir uns für eine dieser Möglichkeiten entscheiden? Wir entscheiden uns tatsächlich im Sinne einer bestimmten Rangordnung der Werte, z. B. im Sinne einer höheren Wertung der Gesundheit, oder der wissenschaftlichen Leistung gegenüber anderen möglichen, z. B. im engeren Sinne pädagogischen Zielsetzungen (oder umgekehrt) — aber eine solche Höherwertung, die übrigens empirisch immer subjektiv sein muß, kann sich durch keinerlei analytische Erfahrung welcher Art immer legitimieren. Genau so liegt die Sache bei der Frage der infantilen Onanie. Setzen wir einmal ihre Wirkungen als restlos bekannt voraus; aber die Frage, ob wir sie verbieten oder gestatten sollen, läßt sich aus der analytischen Empirie niemals entscheiden. Tatsächlich wurden ja auch von Analytikern beide Standpunkte vertreten und es wäre ganz aussichtslos, sie analytisch „beweisen" zu wollen. Ebensowenig darf sich natürlich die Forderung nach Polygamie oder nach Monogamie, nach dieser oder jener politischen oder religiösen Einstellung auf analytische Ergebnisse berufen. Ob man beim Kinde die Spaltung in Gewissen und Ich fördern oder hindern soll, ist nur auf Grund einer wertenden Stellungnahme zu entscheiden, nicht aber aus der analytischen Erfahrung zu beantworten; ebenso die Frage, ob ein ethischer Erziehungserfolg, der nur durch eine neurotische Entwicklung erkauft werden kann, damit zu teuer bezahlt ist oder nicht. Wo entgegengesetzte Forderungen vertreten werden

und die Analyse zur Entscheidung zu Hilfe gerufen wird, kann es sich, wenn eine solche Diskussion einen Sinn haben soll, immer nur darum handeln, daß bestimmte Werturteile von beiden Seiten vorausgesetzt werden — also etwa, im Falle Polygamie oder Monogamie, Gesundheitswerte oder bestimmte soziale Zustände, die positiv oder negativ bewertet werden — und daß nur die technischen Wege kontrovers sind, die zu diesen Zuständen hinführen. In bezug auf solche technische Mittel kann die Analyse natürlich grundsätzlich eine Entscheidung bringen. Zweitens kann eine solche Diskussion, was ich hier nur nebenbei anmerken will, — vor allem Max Weber hat darauf hingewiesen, — den Vorteil bringen, daß die Gegner sich ihrer letzten Wertstandpunkte klarer bewußt werden. In bezug auf die Feststellung solcher „technischen Mittel" haben wir der Analyse für Therapie, Pädagogik und andere Gebiete mitmenschlicher Einflußnahmen sehr bedeutende Fortschritte zu danken.

Die Meinung, es könne die Psychoanalyse uns letzte Zielrichtungen des praktischen Handelns in Ethik, Pädagogik usw. geben, hat sich also als irrig herausgestellt. Aus der analytischen Empirie führt kein berechtigter Weg zur wertenden Stellungnahme. Allgemein: eine Wertordnung kann niemals aus einer Seinsordnung abgeleitet oder auf ihr aufgebaut werden. Für jeden, der sich diese Grenze einmal klar durchgedacht hat, sage ich damit im Grunde etwas Selbstverständliches. Aber die Erfahrung lehrt, daß dieser grundsätzlich so einfache Sachverhalt in allen Wissenschaften, deren Gegenstand das menschliche Handeln ist, immer wieder außer acht gelassen wird, sobald konkrete Fragestellungen in Rede stehen. Der liebende und der hassende, der fürchtende und der hoffende, der kranke und der gesunde Mensch — kurz der lebendige Mensch, der Gegenstand der analytischen Forschung ist, ist ja gleichzeitig der vornehmste Gegenstand des Wertens. Gerade darum ist es bei der analytischen Arbeit praktisch so schwer, Tatsachen und Wertungen reinlich zu sondern. Daß diese Sonderung aber nicht nur ein Gebot intellektueller Redlichkeit erfüllt, daß vielmehr ihre Vernachlässigung auch eine Fehlerquelle für unsere tatsächlichen Befunde bedeutet, wird Ihnen ohne weiteres einleuchtend sein. Als Analytiker verstehen wir ja am besten, wie sehr offene oder versteckte Wertungen unser Urteil über die Realität verfälschen können. Damit will ich es rechtfertigen, wenn ich bei diesem Punkte etwas nachdrücklicher verweilt habe. Nur anmerken möchte ich hier, daß die Geltung der Werturteile auf keine Weise empirisch „bewiesen" werden kann, — wir müssen sie als empirisch subjektiv ansehen, — und damit sind als empirisch subjektiv auch alle

Forderungen gekennzeichnet, die letztlich in Werturteilen ihre Legitimation haben; ich erinnere Sie wieder an unsere Beispiele aus Pädagogik und Therapie.

Eine Bedeutung für das Werturteil kann der Psychoanalyse natürlich dort zukommen, wo es sich um die Klarstellung faktischer seelischer Zusammenhänge handelt: Irrtümer über die zu wertenden seelischen Vorgänge können korrigiert werden. Die Frage kann kontrovers sein, aus welcher seelischen Situation heraus, aus welchen Motiven eine bestimmte Handlung tatsächlich ausgeführt wird, und mit dem Seinsurteil über den seelischen Tatbestand kann auch seine Bewertung variieren. Wir sehen auch oft, daß ethische Systeme ihre Stütze — logisch mit Unrecht — in einem „Seinsgebiet" suchen, das dann gewöhnlich zum „Beweismittel" gewisser ethischer Forderungen zurechtgebogen wird. So sucht Seneca, dem die Sinnlichkeit verwerflich scheint, ein natürliches Leben aber erstrebenswert, den Beweis zu erbringen, daß die Sinnlichkeit im Grunde als Unnatur anzusehen sei. Wo sich also ein Wertsystem auf Urteile über seelische Gegenstände stützt und die Tatsachen *ad majorem gloriam dei* oder irgendeines anderen höchsten Gutes verfälscht werden, da kann die Psychoanalyse richtigstellen — aber eben wieder nicht die Wertungen, sondern die im Dienste bestimmter Wertsetzungen verfälschten Sachverhalte. Sie kann zeigen, daß in die Auffassung von seelischen Vorgängen versteckte Wertungen eingegangen sind (überall, in den vorwissenschaftlichen Eigenschaftsbezeichnungen wie auch in der wissenschaftlichen Charakterologie findet man solche versteckte Wertungen), und daß solche Werturteile, die sich hinter der Empirie verstecken, für die psychologische Erkenntnis gefährlich werden können. Solche versteckte Wertungen kann die Analyse weiter mit den systematischen Wertsetzungen des Individuums konfrontieren und damit dem Menschen zu einer besseren Kenntnis seiner faktischen Wertungen verhelfen. Auf demselben Wege kann der Nachweis gelingen, daß die konkreten Wertschätzungen der Philosophen mit ihren formulierten Systemen nicht im Einklang stehen. Wendet man diese Methode gegen die eigene Person, so lernt man, seine eigenen letzten Wertstandpunkte reiner zu erkennen und vielleicht auch die eigene wissenschaftliche Arbeit von der unerlaubten Einmengung normativer Gesichtspunkte freizuhalten. In Fällen wie den eben besprochenen kann die analytische Empirie den konkreten Werturteilen (und auch ihrer Systematik) Dienste erweisen, niemals aber so, daß diese aus jener abgeleitet wären.

Bei bestimmten Typen ethischer Systeme, die man als „Zielethik" zusammenfassen kann, fällt von dem bewerteten Ziel ein Abglanz auf die

vorbereitenden Stufen, auf die hinleitenden Wege, die „an sich“ relativ wertindifferent sein können. Mit der besseren Einsicht in Struktur und Dynamik dieser Wege — und diese Kenntnis kann uns, sofern es sich um Seelisches handelt, die Analyse vermitteln — kann auch eine Verschiebung der Wertakzente erfolgen. Aber hier stehen eben nur „abgeleitete“ Werte in Frage (man hat auch von „technischen“ Werten gesprochen); die Setzung der Endwerte, jener Werte also, welche diesen Systemen ihre eigentliche Prägung geben, kann auch hier auf keinerlei Empirie aufgebaut werden. Übrigens kann jene Möglichkeit im Rahmen aller anderen Typen von Wertsystemen, welche den Zweckcharakter der Werte leugnen, natürlich keine Rolle spielen.

Sofern endlich das Nebeneinander gegensätzlicher Weltanschauungen nicht nur ideelle Kämpfe bedeutet, sondern auch Machtkämpfe, versuchen ihre Vertreter durch „Lustprämien“ oder durch „Verheißungen“ Anhänger an sich zu ziehen. Jetzt wird die Überlegenheit der Weltanschauung nicht mehr aus der Geltung der zugrundegelegten Werte gerechtfertigt, sondern durch die vermeintlichen Folgen, die sich aus ihrer Annahme für ihre Bekenner ergeben; also etwa: Seelenfrieden, Glück, Lebensgenuß usw. Auch auf diesem Boden, der ja weit in politisches Gebiet hineinreicht, können analytische Erfahrungen, soweit die Verheißungen seelische Zusammenhänge betreffen, grundsätzlich in die Wagschale fallen. Aber diese letzte Anwendung hat uns weitab geführt von unserem eigentlichen Problem.

Einige Schwierigkeiten und Unsicherheiten der Wertung, von welchen zumindest die ersten beiden gerade die erweiterte psychologische Erfahrung der Analyse besonders deutlich hervortreten läßt, will ich kurz streifen. Zunächst möchte ich von dem „genetischen Irrtum“ sprechen. Man hat gemeint, der Wert z. B. einer kulturellen Leistung werde vermindert, wenn man nachweisen könne, daß sie sich genetisch aus Triebquellen — nehmen wir an: sadistischen — herleitet, die im allgemeinen als wertniedrig beurteilt werden. Umgekehrt hat man gesagt: weil aus der Quelle des Sadismus wertvolle kulturelle Leistungen gespeist werden, müssen wir unser Werturteil über diesen Partialtrieb revidieren. Beides ist unrichtig. Der Wert der genetischen Komponenten entscheidet nicht über den Wert einer Handlung, einer Leistung, eines Vorsatzes usw. Auch uns liegt dieser Irrtum gelegentlich nahe: wir sagen oft (im übertragenen Sinn) von jemand, er sei ein narzißtischer, ein sadistischer, ein zwangsneurotischer Mensch; und wenn wir näher zuhören, können wir oft ganz deutlich aus solchen Äußerungen ein Werturteil heraushören, das im Grunde einer genetischen Vorstufe gilt,

die für uns als erklärende Analytiker von besonderer Bedeutung ist — aber dies Werturteil wird nun eben fälschlich auf das Entwicklungsergebnis übertragen. Dasselbe gilt von dem Urteil: diese Handlung sei „bloßer" Masochismus oder „nichts anderes als" Homosexualität usw. Es ist grundsätzlich unmöglich, das Werturteil über menschliches Verhalten aus den Werturteilen über die genetischen Determinanten dieses Verhaltens herzuleiten.

Damit hängt nun eine andere Schwierigkeit zusammen; wir können sie als die „topische" bezeichnen. Wir wissen durch die Analyse, daß im Unbewußten seelische Vorgänge ablaufen, die sehr weitgehend in Analogie zu den bewußten gedacht werden dürfen und auch den bewußten analog bezeichnet werden. Aber aus der Deutung der unbewußten Vorgänge nach Analogie der bewußten darf nicht das Recht zu einer analogen Wertung abgeleitet werden. Wenn wir das Unbewußte in unsere Wertungen einbeziehen, so kann das nur unter der Voraussetzung geschehen, daß wir nicht auf dem Standpunkt einer Ethik des bewußten „guten Willens" stehen, sondern Wert und Unwert der Gesamtpersönlichkeit beurteilen, und dann bestimmt sich eben der Wert aus dem Teilhaben an der bewerteten „Eigenschaft". Damit ist schon gesagt, daß hier die strukturelle Stellung entscheidet, und daß also die psychologische Analogisierung bewußter und unbewußter Vorgänge nicht zu einer Analogsetzung ihrer Bewertung führen darf. Sie verstehen, wie unberechtigt es wäre, Heuchelei und Verdrängung gleich zu werten. Ganz deutlich tritt uns dieser „topische Irrtum" bei Nietzsche entgegen, der immer von der „Verlogenheit" der „guten" Menschen spricht, wenn in Wirklichkeit die Verdrängung niedrig bewerteter Regungen in Frage steht.

Der Wert einer Handlung kann also weder aus dem Wert ihrer genetischen Determinanten abgeleitet werden, noch auch kann die Bewertung eines seelischen Vorgangs von der Topik absehen, d. h. es können unbewußte Regungen nicht so bewertet werden, als ob sie bewußte wären und umgekehrt. Ob ein Mensch mit einem bestimmten Mischungsverhältnis sadistischer, masochistischer, narzißtischer, oraler, analer Tendenzen, mit einem bestimmten Verhältnis des Über-Ich zum Ich ein wertvoller Mensch ist oder nicht — das läßt sich nicht durch Analogiewertungen konstruieren; unsere Aufgabe kann nur sein, zu untersuchen, welche analytische Struktur denn der faktisch — unter Zugrundelegung irgendeines Wertsystems — positiv oder negativ bewertete Mensch zeigt. Hier eröffnet sich der Analyse ein wichtiges Arbeitsfeld — nur die Analyse wird imstande sein, ihm gerecht zu werden.

Die dritte und letzte Schwierigkeit, die wir besprechen wollen, wollen wir als die „therapeutische“ bezeichnen. Sie betrifft nicht nur die Analyse, sondern jede Therapie, die eingreifende seelische Veränderungen zu setzen vermag, und besteht darin, daß der Therapeut immer geneigt ist, die Gesundheitswerte als objektiv den anderen Wertgebieten übergeordnet zu beurteilen. Diese Überordnung ist ihm meist so selbstverständlich, daß ihm das Problem, das hier zugrunde liegt, nicht selten gar nicht zum Bewußtsein kommt. Aber selbstverständlich ist diese Wertung nicht; wir müssen sie nicht nur als subjektiv bezeichnen (wieder im empirischen Sinn), sondern darüber hinaus ist es sehr wahrscheinlich, daß es Menschen, für welche die Gesundheitswerte tatsächlich die höchsten bedeuten, gar nicht gibt — obgleich diese Möglichkeit theoretisch natürlich nicht bestritten werden kann. Was hier vorliegt, ist eine Verwechslung der berufsethischen mit den allgemeinethischen Normen. Für denjenigen, der das Heilen zu seinem Beruf macht, gilt der „therapeutische Imperativ“; er wird von sich verlangen, daß er, soweit es in seiner Macht steht, in der Regel auch dann für die Gesundheitswerte Partei ergreife, wenn dadurch andere Werte gefährdet werden können, die er selbst außerhalb der therapeutischen Situation als übergeordnet einschätzen würde. Trotzdem werden wir sagen müssen: es ist durchaus nicht so, daß der Therapeut für seine Berufsimperative allgemeine höhere Geltung beanspruchen könnte oder gar diese höhere Geltung als selbstverständlich voraussetzen dürfte. Wir werden verlangen können, daß der Therapeut die Besonderheit seiner „Berufsethik“ von seinen „allgemein“ethischen Stellungnahmen zu scheiden versteht.

Nun möchten wir gerne wissen, welches denn die faktischen Wirkungen der Analyse auf die Weltanschauungen unserer Zeit oder der Zukunft sein mögen? Die Frage geht also jetzt nicht nach der logischen Beziehung zwischen Empirie und Wertsystem — wir fragen vielmehr, welches der tatsächliche, empirisch feststellbare Einfluß der Analyse ist oder sein kann. Es versteht sich von selbst, daß diese beiden Problemkreise sich nicht decken: so haben wir gehört, daß keinerlei logische Berechtigung besteht, eine Wertung auf einer Tatsachenfeststellung aufzubauen (auf die Ausnahme der „abgeleiteten“ Werte will ich an dieser Stelle nicht wieder eingehen); trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß es Menschen gibt, für welche z. B. die Zurückführung einer geistigen Haltung etwa auf infantile Sexualerlebnisse eine Entwertung dieser Haltung bedeutet — es steht für uns fest, daß dies logisch mit Unrecht geschieht, aber daß tatsächlich solche

Wirkungen vorkommen, halte ich für unleugbar. Ich will dies Beispiel für eine mögliche Einflußnahme der Psychoanalyse auf das weltanschauliche Gebiet deshalb wählen, weil diese Wirkung die heute am meisten umstrittene ist. Natürlich erschöpft sich damit die tatsächliche Bedeutung der Analyse für die Weltanschauung unserer Zeit durchaus nicht; sie verändert, wie Sie alle wissen, in der Regel die Stellung zum Triebleben, sie ist oder kann sein eine Schule intellektueller Redlichkeit, eine Schule der Konsequenz, sie kann zu einer Vereinheitlichung des Ich führen, zu einer schärferen Scheidung von Phantasie und Realität usw. Von allen diesen Punkten her findet eine formende Wirkung auf die Grundelemente der weltanschaulichen Stellungnahme statt.

Bleiben wir also zunächst einmal bei dieser Möglichkeit einer entwertenden Wirkung. Nur im Vorübergehen will ich daran erinnern, daß eine solche Wirkung jeder erklärenden Stellungnahme zum Erleben zukommen kann: so wird die physikalische und auch die physiologische Theorie der Farbenempfindung von Gemütern einer bestimmt zu umschreibenden Beschaffenheit als unberechtigter Eingriff in ihr Erleben beurteilt und als Entwertung ihrer Empfindungen erlebt. Wir ahnen, daß die „Reduktion der Qualitäten" des Erlebens (unter Qualitäten verstehen wir hier: blau, süß, aber auch angenehm, unheimlich usw.), ihre Zurückführung auf naturgesetzliche Vorgänge immer zu dieser Wirkung führen kann. Wir verstehen auch, daß ihr diese Bedeutung gerade auf seelischem Gebiet — bei entsprechend disponierten Menschen — in besonderem Maße zukommt, insbesondere aber dann, wenn die erklärende Betrachtung des Erlebens uns, wie bei der Psychoanalyse, zu Vorgängen führt, welche recht allgemein als wertniedrig klassifiziert werden. Aber damit ist sicherlich nur eine Teilursache jener Wirkung der erklärenden analytischen Methode bezeichnet.

Für den Gesamtbereich dieser Wirkung hat Max Weber den Ausdruck „Entzauberung der Welt" gefunden. Nietzsche selbst, auf den man die Anfänge dieser gemeinten „Entzauberung" zurückzuführen pflegt, meint übrigens: „Wer die Natur des Menschen, die Entstehung seines Höchsten begriffen hat, schaudert vor dem Menschen und flieht alles Handeln." Ich erinnere Sie kurz daran, daß Klages, Prinzhorn, Seidel jenen Gedanken in den letzten Jahren in den Vordergrund eines leidenschaftlichen Für und Wider gerückt haben; Seidel spricht auch, wie Sie wissen, vom „Bewußtsein als Verhängnis".

Ich will nun versuchen, dies Problem zunächst möglichst frei von jeder wertenden Stellungnahme vor Ihnen auszubreiten. Daß der seelische Ablauf

durch Bewußtwerden von früher Unbewußtem abgeändert werden kann, wird gerade uns als Analytiker nicht wundernehmen. Wir sehen darin heute nicht mehr den therapeutischen Faktor, doch aber ein sehr wesentliches Moment in der analytischen Behandlung. Die Annahme aber, daß als notwendige Folge einer durchgemachten Analyse beim Gesunden, um den es sich uns hier ja handelt, eine wesentliche Beeinträchtigung der Erlebnisfähigkeit und Erlebnisintensität eintreten sollte, scheint sich mir durch die Erfahrung nicht zu bestätigen — und hier handelt es sich ja um ein Problem, das aus der Erfahrung und nicht deduktiv gelöst werden muß; beim Neurotiker wissen wir sogar, daß gerade das Umgekehrte die Regel ist. Selbstverständlich ist es auch nicht so, wie Gegner der Analyse offenbar meinen, daß der Analysierte sich bei jeder Handlung und bei jedem Gedanken aller Determinanten dieser Handlung oder dieses Gedankens bis hinunter ins zweite Lebensjahr bewußt wäre! Ich glaube aber, daß die Stellung zum eigenen Erleben bei gewissen Menschen in der Tat nicht unwesentlich verändert werden kann und auch die Erlebnisfärbung, welche diesem oder jenem Teilgebiet des Lebens zukommt. Nach einem tiefen Wort von Schopenhauer ist Voraussetzung der Objektivität die Fähigkeit, auf den zu erkennenden Gegenstand den „Blick der Entfremdung" zu werfen; soferne Objektivität gegenüber seelischem Geschehen zu den Wirkungen der Analyse gehört, werden wir auch diese veränderte Einstellung zu erwarten haben. Und schließlich: wir sind gewohnt, ein Plus an „Realitätsangepaßtheit" als Wirkung der Analyse zu buchen; wenn wir uns zwingen, die Wertakzente auszuschalten, die den einzelnen Wörtern so deutlich anhaften, werden wir erkennen, daß es im Grunde von hier bis zu dem Begriff der „Entzauberung" nicht sehr weit ist. Der Gegensatz besteht hier doch wesentlich in den Wertungen, denen die Tatsachen unterworfen werden. Aber von diesen Wertungen wollen wir ja absehen lernen!

Extensiv bedeutender als die Wirkung der durchgeführten Analysen ist natürlich die Wirkung, welche wir dem Eindringen analytischer Erkenntnisse in das Bildungswissen unserer Tage zuschreiben müssen. Ob wir auch hier von einem „ernüchternden" Einfluß sprechen können, der die Realitätszuwendung, die „Entzauberung", oder wie immer Sie das nennen wollen, fördert, ist nicht sicher, aber es ist nicht unwahrscheinlich. Doch handelt es sich hier nur um unsystemisierte Eindrücke, und ich glaube, es wäre vorschnell, hier endgültig urteilen zu wollen. Wenn es aber richtig ist, daß der Analyse eine derartige Bedeutung zukommt, so müssen wir sagen, daß wir es hier offenbar nicht nur mit einem Einfluß der Analyse auf die

Gegenwartskultur zu tun haben, daß vielmehr die Möglichkeit analytischen Denkens und die Verbreitung analytischen Wissens ihrerseits als Ausdruck bestimmter kultureller Wandlungen anzusehen sind.

Wir haben versucht, uns eine Wirkung der Analyse unter möglichster Ausschaltung von Werturteilen zu vergegenwärtigen. Wir fragen jetzt, welches die Stellung des Analytikers zu diesem Problem sein kann, zur Frage also nach dem Werte schaffenden (von einer anderen Seite gesehen: Werte zerstörenden) Einfluß der Psychoanalyse. Man hat gesagt, für uns als Analytiker könne die Annahme einer entwertenden Wirkung der Analyse gar nicht in Frage kommen. Nun, das mag taktisch zweckmäßig oder unzweckmäßig sein, wissenschaftlich ist es falsch. Hier stehen wir wieder vor einer konkreten Anwendung unseres Problems: Psychoanalyse und Werturteil. Wer sich als Analytiker auf Empirie beschränkt, wer auf der anderen Seite das Verhältnis von Tatsachenfeststellung und Werturteil richtig erfaßt hat, kann zu jener Frage wissenschaftlich gar nicht positiv oder negativ Stellung nehmen. Wenn wir die Veränderungen, die durch die Analyse gesetzt werden, als wünschenswert, als wertvoll bezeichnen, tun wir das eben nicht in unserer Eigenschaft als Vertreter der analytischen Wissenschaft. Wir werden weiter erwarten müssen, daß die gemeinten postanalytischen Veränderungen von verschiedenen Wertstandpunkten aus verschieden zu beurteilen sind und werden sagen müssen, daß wir, sofern wir als analytische Empiriker verfahren, nicht befugt sein können, über die objektive Geltung oder Nichtgeltung der zugrunde gelegten Wertordnungen zu entscheiden. Es ist auch gesagt worden, eine Werte zerstörende — oder auf der anderen Seite, Werte schaffende — Wirkung der Analyse sei wohl möglich, aber nur dort, wo es sich um uneigentliche, um unechte oder Scheinwerte handle. Wir verstehen, daß auch diese Aussage unter dem Schein einer empirischen Feststellung tatsächlich Gegenstände beurteilt, für die ein empirischer Beweis grundsätzlich unmöglich ist. Wir können also als Analytiker wohl sagen, daß bestimmte Folgen der Analyse den faktisch von einer großen Zahl von Menschen positiv (oder negativ) bewerteten Verhaltensweisen zuzurechnen sind — wenn aber jemand urteilt, die Folgen der Analyse „seien“ wesentlich wertvoll oder umgekehrt, so tut er das unter Verantwortung seines — empirisch subjektiven — Wertsystems und weder auf die Analyse noch auf sonst eine Tatsachenwissenschaft kann dafür rekurriert werden. Anders ausgedrückt: es gibt in dieser Frage keine Stellungnahme „der Analyse“, vielmehr lediglich eine Stellungnahme „des Analytikers“.

Wir dürfen sagen: die analytische Methode rechtfertigt sich aus ihrem Erkenntniswert; die analytische Lehre aus ihrem Wahrheitsgehalt; die analytische Therapie aus ihrer Tauglichkeit, neurotischen Menschen Gesundheit zu bringen. Das ist unser wissenschaftlicher und ärztlicher Standpunkt. Nun liegt es mir natürlich völlig ferne, dem Analytiker das Recht auf Werturteile zu bestreiten oder das Recht auf eine kulturphilosophische Stellungnahme. Aber ich hoffe, es wird Ihnen klar geworden sein, daß in diesem Falle der Analytiker nicht mehr als Analytiker urteilt. Wir werden im Interesse einer rein empirischen Haltung der Analyse fordern dürfen, — und deswegen habe ich diesen Punkt etwas ausführlicher berührt, — daß jeder, der sich diesem Problemkreis nähert, ob Analytiker oder Gegner der Analyse, die Grenze zwischen seinen Befunden und seiner wertenden Stellungnahme zu diesen Befunden klar bezeichne. Diese Forderung ist theoretisch unschwer einzusehen, praktisch aber ist es ungemein schwierig, ihr gerecht zu werden.

Die Entwertungsbefürchtungen eines großen Teiles der übrigen Menschheit haben die Vertreter der Analyse, hat vor allem Freud als Widerstand gegen die Aufnahme der analytischen Lehren zu fühlen bekommen. Überlegen wir, auf welches Wertsystem sich der Analytiker demgegenüber tatsächlich beruft, so bleiben wir im Rahmen des Empirischen. Die Versuche einer ethischen Rechtfertigung sind mannigfaltig. Freud findet die Rechtfertigung in einer besonderen Ethik des wissenschaftlichen Menschen, die es nicht erlaubt, ein Stück Erkenntnis preiszugeben, wenn auch noch so viele kulturelle Interessen sich seiner Annahme zu widersetzen scheinen. Nietzsche spricht in diesem Zusammenhang von einer Forderung des „intellektuellen Gewissens". Bleiben wir uns bewußt, daß dieser Überordnung der Erkenntniswerte über die anderen Wertgebiete nicht von allen Menschen Geltung zuerkannt wird. Für den Gelehrten aber ist sie seine Form der „Berufsethik". Ein Mensch, der wesensmäßig Gelehrter ist, verwirklicht die Gebote dieser Ethik auch dort, wo sie ihn zu schweren Konflikten mit anderen Forderungen führt, wo ihm eine Wahrheit als „gefährlich", als „böse" erscheint. Wir dürfen übrigens auf der anderen Seite feststellen, daß ihm die Befolgung seiner Gebote allen Widerständen zum Trotz eine intensive Befriedigung gewähren kann; wieder bei Nietzsche finden wir den Satz: „Den ganzen Umkreis der modernen Seele umlaufen, in jedem ihrer Winkel gesessen zu haben — mein Ehrgeiz, meine Tortur und mein Glück." Bedenken Sie, daß dieser Ausspruch von Nietzsche stammt, für den die lebensfeindliche Rolle des Intellekts feststand (und das heißt für ihn, der

wesentlich nur vitale Werte anerkannte: die Werte gefährdende Kraft des Intellekts). Es ist sehr wohl möglich, daß sich der Gelehrte des Besonderen seiner Situation bewußt bleibt und er muß keinesfalls für die im Sinne seiner Berufsethik gelegene praktische Höherordnung der Erkenntniswerte allgemeine Geltung in Anspruch nehmen. So meint auch Klages: „Ob mir gleich die Neigung, ja die Leidenschaft zum Forschen und Erkennen innewohne, notwendig ist es nicht, daß ich darum diese Leidenschaft für das wertvollste Gut des Lebens halte.“ Sie sehen also, daß der Erkennende zum Problem der möglichen Tragweite seiner Erkenntnisse eine besondere Stellung einnimmt, die als berufsethische Norm sein Handeln diktiert; die allgemeine Rangordnung der Werte aber, die derselbe Forscher als Kulturphilosoph vertritt, kann eine andere sein.

Es gibt hier auch ein taktisches Problem, das von dem wissenschaftlichen scharf gesondert werden muß. Jetzt handelt es sich also um Zweckmäßigkeitsfragen analytischer Politik: ist es etwa von diesem Standpunkt aus geboten, im Sinne einer bestimmten Weltanschauung Stellung zu nehmen? Ich denke: nein. Sie wissen, daß Freud selbst gegen das „Fabrizieren“ von analytischen Weltanschauungen aufgetreten ist. Es scheint mir, daß das Aufbauen einer psychologischen Disziplin auf einer Weltanschauung, wie wir es z. B. in der Individualpsychologie vor uns haben, auf die Dauer weder der Wissenschaft noch der Weltanschauung zum Vorteil gereichen kann — wenn auch zugegeben sein mag, daß die extensive Wirkung einer Wissenschaft auf diesem Wege vorübergehend eine Förderung erfahren kann.

Kehren wir zurück. Wir haben gezeigt, daß eine Wertordnung nicht auf einer Seinsordnung aufgebaut werden darf. Zum Verständnis der wertverwirklichenden Akte — der als „gut“ bewerteten Handlung, des als „böse“ verurteilten Vorsatzes usw. — können wir jedoch von den Ergebnissen der Psychoanalyse entscheidende Aufklärungen erwarten. Wir wollen uns zunächst einem Grenzgebiet zuwenden, jenem Problemkreis, der durch den Begriff „Psychologie der Weltanschauungen“ gekennzeichnet wird, und wollen gleichzeitig ein freilich nur skizzenhaftes Bild zu gewinnen trachten, welches denn überhaupt die geisteswissenschaftlichen Möglichkeiten der Psychoanalyse sein können. Weltanschauungen sind letzte Stellungnahmen gegenüber der Natur, dem Menschen, gegenüber der normativen Sphäre. In der wissenschaftlichen Erfassung dieses Gebietes zeichnen sich nun deutlich zwei Wege ab: der eine, psychologische, geht vom Menschen, von seinem Charakter und von seinem Erleben aus und versucht eine Zuordnung bestimmter Gruppen weltanschaulicher Systeme zu bestimmten

charakterologischen, oder allgemeiner: psychologischen Typen zu geben. Man spricht hier — nicht ganz korrekt — auch von einer „Reduktion“ geistiger Erscheinungen auf „Lebensbegriffe“. Bei dem anderen Weg liegt der Schwerpunkt nicht auf dem Menschen, der Schöpfer oder überhaupt Träger der Weltanschauung ist, sondern auf dem geistigen Gehalt des Systems. Hier werden also, um ein Beispiel zu geben, die menschlichen Eigenschaften Schopenhauers, seine Erlebnisse und seine Art, sich mit diesen Erlebnissen auseinanderzusetzen, unwichtig, wichtig dagegen der ideelle Gehalt seines Systems und die Struktur und systematische Gliederung der Systeminhalte. Dieser Gegensatz spiegelt sich auch in den methodischen Streitfragen der Geisteswissenschaften wider. So ist für die einen Gegenstand der Kunstgeschichte der Mensch, sei es ein Einzelner, sei es ein Volk, in seiner künstlerischen Tätigkeit; für die anderen aber das künstlerische Problem und seine historischen Gestaltungen. Aber den beiden wissenschaftlichen Betrachtungsweisen entsprechen auch gesonderte Erkenntnismethoden: man wird vorwiegend erklärend (oder „naturwissenschaftlich“) verfahren müssen, wenn die Beziehung eines philosophischen Systems zu Anlage und Erlebnissen seines Schöpfers in Rede steht; die logische Gliederung der Inhalte des Systems erfassen wir aber rational verstehend. Über die Methode des „psychologischen Verstehens“ und die Grenzen ihres Erkenntniswertes will ich an dieser Stelle nicht sprechen.

Es ist verständlich, daß auch die Bedeutung von Milieuwirkungen im Rahmen dieser beiden Typen geisteswissenschaftlicher Betrachtung eine verschiedene Beurteilung erfahren muß. Sie wissen, daß die Psychoanalyse nach Gegenstandsbereich und Methode zur energischesten Vertretung einer psychologischen Weltanschauungslehre berufen ist. In den geisteswissenschaftlichen Arbeiten der Analytiker wird dem Erlebnis eine dominierende Stelle eingeräumt. Im schärfsten methodischen Gegensatz hiezu sehen wir etwa die Werke Gundolfs, für den die historische Gestalt jenseits von Erlebnis und Milieuwirkung faßbar und darstellbar wird: „Deutung von Werk und Leben ist keine Auskunftei: wir greifen nicht hinter die Phänomene, mit der kleinlichen Suche nach einem zufälligen Woher, wenn das Was und Wie geheimnisvoll offenbar uns vorliegt.“

Ich meine, wir sollten uns bewußt machen, daß diese methodischen Gegensätze in der Beurteilung und Darstellung geisteswissenschaftlicher Probleme weitgehend in weltanschaulichen Gegensätzen begründet sind; darin können wir Rothacker („Logik und Systematik der Geisteswissenschaften“) durchaus beipflichten. Es liegen Gegensätze der Interessen-

richtung vor, die letztlich in Wertungen begründet sind. Wir dürfen dann nicht sagen: die Geschichte der Philosophie ist wesentlich Geschichte seelischer Individualitäten oder — auf der anderen Seite — ist wesentlich Problemgeschichte, sondern richtiger: meine (empirisch beurteilt subjektive) wertende Stellungnahme zwingt mich, mein Interesse vorwiegend — in unserem Falle — der Erlebniswirkung zuzuwenden und damit den Gegenstand meiner historischen Untersuchungen so und nicht anders zu umgrenzen. Wir werden also statt von einem seelischen „Wesen“ der historischen Entwicklung richtiger von einer psychologischen Einstellung zur Problematik der Geschichte reden müssen. Denn hinter solchen Aussagen über das Wesen geisteswissenschaftlicher Entwicklungen verbirgt sich meist ein: ich will, daß es so sei, und eine Wertung der zugrunde gelegten Elemente.

Die weltanschauliche Bedingtheit wissenschaftlicher Standpunkte, von der wir gesprochen haben, kommt dort zum Ausdruck, wo es sich um eine spezifisch geisteswissenschaftliche Problematik handelt. Für die Analyse also dort, wo sie, ihr ursprüngliches Forschungsgebiet überschreitend, in den Dienst geisteswissenschaftlicher Denkziele tritt. Auf ihrem eigentlichen Arbeitsfeld aber, wo sie nicht angewandte, sondern „reine“ Wissenschaft ist, müssen wir nicht nur ihre Methode, sondern auch ihre Ziele als naturwissenschaftlich im strengen Sinne bezeichnen. Die Probleme und Lösungsversuche der Naturwissenschaften aber dürfen als sehr weitgehend unabhängig von weltanschaulichen Gesichtspunkten angesehen werden. Was nun die geisteswissenschaftliche Anwendung betrifft: das Erwachen oder das Abklingen des Interesses an der geisteswissenschaftlichen Anwendung der Psychologie überhaupt hat seine besonderen kulturellen Voraussetzungen. Psychologie bedeutet etwas ganz anderes im Zeitalter des Rationalismus als im Zeitalter des Entwicklungsgedankens usw. Es wäre eine ungemein reizvolle Aufgabe, diesen Gedankengang für die Analyse zu verfolgen und ihre geisteswissenschaftlichen Möglichkeiten innerhalb der verschiedenen Weltanschauungssysteme zu untersuchen. An dieser Stelle muß ich mir leider versagen, näher darauf einzugehen. Ich möchte nur noch, als Einschränkung unserer eben gemachten Annahme, hinzufügen, daß offenbar nicht nur die geisteswissenschaftlichen Lösungsversuche von explizite oder implizite zugrunde liegenden Wertsystemen her bedingt zu sein scheinen, sondern daß umgekehrt wohl auch die tatsächlich erwiesene Fruchtbarkeit einer Methode das weltanschauliche Gesicht der Geisteswissenschaften zu verändern vermag (auch dazu vgl. Rothacker).

Wir stellen weiter fest, daß den weltanschaulichen Stellungnahmen des Einzelnen in Wissenschaft, Ethik, Religion, Politik usw. etwas Gemeinsames anhaftet, das wir als den „geistigen Stil" dieser Person bezeichnen können. Man kann empirisch feststellen, daß Vertreter bestimmter erkenntnistheoretischer Richtungen auch in bezug auf ihre ethischen Anschauungen häufig übereinstimmen, daß ihre politischen Einstellungen gewisse Gemeinsamkeiten aufweisen. Auch hinsichtlich dieser Frage möchte ich Sie auf die ausgezeichnete Studie von Rothacker hinweisen. Es ist sicherlich kein Zufall, wenn sich Freud, der die analytische Wissenschaft begründet hat, zu einem rationalistischen Atheismus bekennt; leider kann ich auf diese für uns so wichtige Beziehung an dieser Stelle nur eben hinweisen. Was uns gegeben ist, ist also zunächst eine gesetzmäßige Beziehung geistiger Inhalte zueinander, eine Beziehung, welche die verschiedensten Seiten der Weltanschauung einer Person zusammenhält. Rothacker hat geradezu von einem „Systemzwang" gesprochen. Dagegen kann es leicht irreführend sein, wenn man, wie er es tut, hier von „Konsequenz" spricht: daß eine logische Notwendigkeit Wertsystem und Empirie, Erkenntnistheorie und Ethik nicht verbindet, haben wir ja gesehen. Reden wir also, ohne etwas zu präjudizieren, von einer „Einheitlichkeit" des geistigen Stils und fragen wir, worauf diese zurückgeführt werden kann. Ich denke, hier sollte man scharf auseinanderhalten: die Tatsache der systematischen Beziehung der Inhalte zueinander, die als solche natürlich psychologisch nicht auflösbar ist, und die andere Frage: warum die Zuwendung zu einem bestimmten, z. B. erkenntnistheoretischen System bei ein und derselben Person empirisch gerade mit dieser ethischen Einstellung verknüpft zu sein pflegt. Diese Frage scheint mir — trotz der gegenteiligen Meinung bedeutender Denker — psychologisch zugänglich zu sein. Daß daneben die inhaltlichen Beziehungen für die Systembildung Bedeutung haben, ist nicht zu leugnen.

Sie wissen, daß großartige Versuche einer psychologischen Deutung von Weltanschauungen schon in der voranalytischen Epoche gemacht wurden und ich will Sie nur kurz an die genialen Einsichten Nietzsches und an die bedeutsamen systematischen Versuche Diltheys, Sprangers und Jaspers' erinnern. Aber all diesen fehlte die Grundlage einer empirisch belegbaren psychologischen Typenlehre; diese Möglichkeit hat erst die Psychoanalyse geschaffen. Dem an der analytischen Neurosenlehre geschärften Blick fällt schon heute in der genetischen Beziehung von Erlebnis und Weltanschauung manche Einsicht in den Schoß, die der voranalytischen Psychologie unzugänglich sein mußte. Die verschiedenen weltanschaulichen Äußerungen (als Lebens-

äußerungen gefaßt) sind nun für die Analyse infolge der spezifisch biologischen Natur des analytischen Bezugsystems bis vor wenigen Jahren um so leichter faßbar gewesen, je triebnäher ihr Gegenstand ist. Heute ist das anders geworden; die Ichpsychologie Freuds stellt uns auch hier vor ganz neue Aufgaben und eröffnet ganz neue Wege, die noch kaum beschritten sind. Gegen die voranalytischen Versuche einer Psychologie der Weltanschauungen muß vor allem der Einwand erhoben werden, daß sie sich die Beziehung von Seelenleben und Weltanschauung viel zu einfach und (topisch gesprochen) zu „oberflächlich" vorgestellt haben (Nietzsche freilich ist auch hier eine Ausnahme). Die Psychoanalyse befindet sich in einer günstigeren Situation, weil sie uns den komplizierten Schichtenaufbau der Persönlichkeit und ihre inneren Widersprüche kennen gelehrt hat.

Steht die Psychoanalyse vor der Aufgabe der Darstellung einer konkreten historischen Person, so zeigen sich uns zwei mögliche Wege, die wieder zwei Interessenrichtungen entsprechen. Ich bitte Sie, sich einen Augenblick den interessanten Vortrag von Frau Dr. Helene Deutsch über George Sand zu vergegenwärtigen. Hier wurde das Besondere betrachtet mit der Tendenz auf das Allgemeine — ich glaube, daß dies auch die bewußte methodische Absicht der Autorin gewesen ist. George Sand ist ein infolge des umfangreichen Materials, das von ihrer eigenen Hand über sie vorliegt und infolge der scharfen Umrisse ihrer Persönlichkeit besonders aufschlußreiches Beispiel, an welchem allgemeine Gesetzlichkeiten des weiblichen Seelenlebens aufgezeigt werden können. Dieser Forschungsrichtung steht begrifflich scharf, in Wirklichkeit mit allen Übergängen, eine andere gegenüber, für welche gerade nicht das Allgemeine von Interesse ist, sondern die historische Besonderheit. Also etwa: hier wäre nicht dasjenige wesentlich, was George Sand an seelischen Gesetzlichkeiten mit anderen Frauen gemein hat, vielmehr das Unterscheidende, besser vielleicht: das Einmalige. Die Komplexheit dieser Aufgabe scheint nicht nur, sondern ist tatsächlich unendlich; nur Annäherungen sind möglich. Wir stehen hier vor dem Problem der Erfassung des Individuellen, und Sie wissen, daß auch dies Problem in Abhängigkeit vom Wertproblem zu lösen versucht wurde. Aber ich will diesen Gedankengang hier abbrechen. Es genügt uns zu wissen, daß die Psychoanalyse schon durch ihre Methode wesentlich auf den ersten Weg gewiesen wird.

Mit sehr bedeutsamen Gesichtspunkten kann die Analyse schon heute in das schwierige Gebiet einer Psychologie der Ethik hineinleuchten. Wir haben festgestellt, daß ihr zur Frage nach der Geltung oder Nicht-

geltung der Normen kein Weg offensteht — aber die seelischen Vorgänge die sich an Werten orientieren oder die selbst Werte realisieren, werden von ihr mit Recht in ihr Forschungsgebiet einbezogen. So ergibt sich als Aufgabe eine Psychologie der Wertsetzung und eine Psychologie der Wertverwirklichung. Wertung ist einerseits seelisches Geschehen, das die Analyse nach seinen Bedingungen, seinen Wirkungen usw. untersuchen kann; anderseits aber weist sie über sich hinaus auf den Wert — und dieser Seite des Problems können wir mit den Mitteln der Psychologie nicht näherkommen. Anders ausgedrückt: wir wollen und können mit Hilfe der Psychoanalyse nicht feststellen, was gut und böse ist, sondern lediglich untersuchen, was für gut und böse tatsächlich gehalten wird, und warum es dafür gehalten wird. Weiter aber auch, welche seelischen Vorgänge das tatsächlich bewertete (nicht: zu wertende!) Verhalten, welche das negativ bewertete fördern oder hemmen. Mit diesem letzten Gesichtspunkt dürfte eine der wesentlichsten Aufgaben einer künftigen psychoanalytischen Psychologie der Ethik bezeichnet sein. Bleiben wir zunächst bei der Frage, warum — woran nicht zu zweifeln ist — dem Sollen und den Wertsetzungen ein so beherrschender Einfluß auf das menschliche Handeln zukommt und weiter: was es denn ist, das dem Einzelnen als gesollt gilt? „Alle Handlungen", sagt Nietzsche, „gehen auf Wertschätzungen zurück, alle Wertschätzungen sind entweder eigene oder angenommene, letztere bei weitem die meisten." Für die Psychoanalyse, deren wissenschaftlicher Ausgangspunkt unvergleichlich lebensnäher ist als der jeder anderen psychologischen Methode, mußte dies Problem frühzeitig in den Vordergrund rücken. Tatsächlich finden wir die Psychologie der Wertungen, wenn auch nicht unter diesem Namen, im Mittelpunkt der analytischen Theorie. Sie wissen, daß sich für Freud der Zugang zu diesem Problemkreis im Begriff des psychischen Konflikts eröffnet hat, dessen grundlegende Bedeutung für Neurose und Psychose er erkannte. Ich brauche Sie auch nicht daran zu erinnern, was der Begriff der Verdrängung, was der Begriff des Über-Ich — beides Begriffe, die zu unserem Problem die engsten Beziehungen haben — für die Psychoanalyse bedeuten. Die fruchtbarsten Dienste für unser Verständnis der Genese der Wertverwirklichung hat Freuds Begriff der Identifizierung geleistet. Ebenso meine ich, daß die Forschungen Freuds über die Mitwirkung destruktiver Regungen in der Tätigkeit des Über-Ich einen entscheidenden Fortschritt für die Psychologie der Ethik bedeuten. Da es heute meine Aufgabe ist, Ihnen über die Problematik der Wertfragen in ihrem Zusammenhang mit der Psychoanalyse Rechenschaft zu geben, muß ich es mir ver-

sagen, auf das reiche empirische Material, das die Analyse in diesem Umkreis bereits gefördert hat, näher einzugehen. Eine Untersuchung, die von den tatsächlich im Rahmen der verschiedenen Wertsysteme bewerteten Verhaltensweisen ausgeht und eine vergleichend-systematische Analyse der seelischen Voraussetzungen dieser Verhaltensweisen gibt, steht leider noch aus.

Noch einen sehr wesentlichen Gedankenkreis will ich kurz berühren. Die Vielfältigkeit ethischer Systeme läßt sich auf einige Grundtypen reduzieren. Hören Sie den Satz Kants: „Eine Handlung der Pflicht hat ihren moralischen Wert nicht in der Absicht, welche dadurch erreicht werden soll, sondern in der Maxime, nach der sie beschlossen wird", so haben Sie damit die Kennzeichnung einer typisch imperativischen Ethik. Wir können ihr eine Ziel- oder Zweckethik gegenüberstellen, für welche der sittliche Wert einer Handlung aus ihrer Beziehung zu einem Endzweck sich ergibt, ferner eine Ethik der Persönlichkeitswerte oder der Seinswerte. Man kann versuchen, — und hat es zum Teil getan, — die verschiedenen Systeme mit bestimmten Klassen- und sonstigen sozialen Schichtungen in Beziehung zu setzen. Noch weiter gesteckt, aber auch noch verlockender wäre das Ziel ihrer psychoanalytischen Ableitung. Ganz unmittelbar tritt uns in den ethischen Systemen auf der einen Seite Selbstbejahung, Überfülle und Kraft entgegen, auf der anderen aber seelische Armut und Schwäche und der Versuch, sich gegen die überwältigende und unerträgliche Vielfältigkeit des Lebens mit Hilfe der ethischen Normen zu schützen. Wir fühlen hier besondere Schicksale des Ödipuskonfliktes, narzißtische, sadistische und zwangsneurotische Züge heraus, ohne daß aber bisher der Versuch gemacht wäre, diesen Gegenstandsbereich systematisch zu erfassen.

Damit will ich schließen. Wir sind zu einem im Grunde nicht einfachen, aber, wie ich hoffe, doch aufklärenden Ergebnis gelangt. Ich will kurz zusammenfassen: eine Ableitung ethischer (oder anderer) Normen aus der analytischen Empirie ist wissenschaftlich unmöglich; nur für den Sonderfall einer Zielethik wäre sie in gewissem Umfang berechtigt, aber auch hier eben nicht in bezug auf die eigentlichen oder Endwerte. Die tatsächlichen Wirkungen der Analyse auf die Weltanschauung sind nicht mit den logischen Möglichkeiten zu verwechseln und nicht auf sie beschränkt; ihr Ausmaß ist heute und wird wohl für alle Zeit zum Teil von kulturgeschichtlichen Tendenzen abhängen. Wenn der Analytiker (oder sein Gegner) die Wirkungen der Analyse als „gut" oder „böse" bejaht oder verwirft, tut er das nicht als Analytiker, sondern als Kulturphilosoph, als

Politiker usw. Eine Festlegung des Analytikers als Analytiker oder gar der Analyse auf eine bestimmte Weltanschauung ist abzulehnen. Schließlich: zu einer Psychologie der Weltanschauungen, zur Psychologie der Wertsetzung und der Wertverwirklichung hat die Psychoanalyse grundlegende Erkenntnisse beizutragen.

Ich glaube, Ihnen gezeigt zu haben, daß den Fragen, die uns heute beschäftigen, auch für das eigentliche Arbeitsgebiet des Psychoanalytikers — und zwar einerseits für die therapeutische und psychologische Anwendung der Analyse, anderseits für ihre Beiträge zu den Geisteswissenschaften — eine entscheidende Bedeutung zukommt. In einem bestimmten Entwicklungsstadium jeder Einzelwissenschaft wird die Befassung mit solchen Grenzproblemen zum Erfordernis. Sie beansprucht ihren Platz in der Entwicklung unserer Wissenschaft neben der klinischen und anderen Problemstellungen. Die Synthese verschiedener Wege im Ganzen der Wissenschaft — nicht notwendig in der Arbeitsrichtung einer Person — ergibt die fruchtbarsten Möglichkeiten.

Wenn ich Sie nun bitte, zu diesen Problemen Stellung zu nehmen, möchte ich Sie gleichzeitig bitten, eine Frage nicht in die Diskussion zu ziehen: die nämlich, ob wir berechtigt sind, von einer objektiven Geltung der Werte zu sprechen, an welchen sich die von uns untersuchten seelischen Vorgänge orientieren. Diese Frage kann empirisch nicht entschieden werden; auf empirischem Wege ist die objektive Geltung der Werte weder zu beweisen noch zu widerlegen. Und ich denke, daß wir die Probleme, welche heute zur Diskussion stehen, am besten fördern werden, wenn wir dies schwierige Thema ganz beiseite lassen.

Zur Geschichte der Gewissenspsychologie

Von

Bertram D. Lewin

New York

In der französischen Sprache des zwölften Jahrhunderts findet man das Wort „*conscience*", und zwar im moralischen Sinne: Gewissen, Schuldbewußtsein. Dieses Wort wurde ins Mittelenglische übertragen, wo es das ältere angelsächsische „*inwit*" („Innewissen") vollkommen ersetzte. Was dieses „*inwit*" bedeutete, ist nicht ganz klar. Man sagt, daß es zugleich Bewußtsein und Gewissen bedeutete. Sicher ist, daß man sehr wenig zwischen diesen Begriffen unterschied. Nach den Philologen Harzfeld und Darmsteter bedeutet das französische Wort „*conscience*" zuerst nur „Gewissen" und ist im Sinne „*la connaissance immédiate et directe que l'âme a d'elle même*" erst seit Malebranche (starb 1715) zu finden. In der englischen Sprache finden wir bis zu der Zeit John Lockes dieselbe Zweideutigkeit. Dieser Philosoph war es, der 1678 zuerst das Wort „*consciousness*" definierte als „*the perception of what passes in a Man's own mind*", und der 1690 zum erstenmal die Form „*conscious*" (bewußt) gebrauchte im Sinne „*having internal perceptions of one's sensations, feelings, thoughts* etc." (innere Wahrnehmung der eigenen Empfindungen, Gefühle, Gedanken usw.). Nach dieser Zeit, also ungefähr am Ende des siebzehnten Jahrhunderts, sind die zwei Begriffe Gewissen und Bewußtsein, „*conscience*" und „*consciousness*", ziemlich gut getrennt. — In der deutschen Sprache, über die ich mich zurückhaltender äußern muß, dürfte das Wort „Bewußtsein" eine ähnliche Geschichte haben. Man findet das Wort in der Lutherschen Übersetzung der Bibel im Sinne von Schuldbewußtsein oder Gewissen; nach dem Philologen Weigandt wurde es in seiner jetzigen Bedeutung erst im Jahre 1720 von Chr. Wolff benützt. Grimm sagt in seinem Wörterbuch nur kurz: „Erst im achtzehnten Jahrhundert gebildet und häufig gebraucht."

Aus diesen etymologischen Bemerkungen kann man folgendes ersehen: Der Begriff „Bewußtsein" ist aus dem Begriff „Gewissen" entstanden. Bewußtsein war zuerst ein entgöttertes Gewissen. Bis um 1700 diente die Introspektion zur Erforschung des Gewissens, erst später zu der des Bewußtseins. Der Keim des rationalistischen Bewußtseinsbegriffes war der moralische kirchliche Gewissensbegriff. Es ist kein Zufall, daß die Worte „Bewußtsein", *„consciousness"*, gerade zu dieser Zeit entstanden sind. Es war die Zeit der großen rationalisierenden englischen und französischen Denker, die das menschliche Denken vom alten Scholastizismus und der Autorität befreien wollten. Kurz gesagt, um die Seele überhaupt zu studieren, mußte man sie den Priestern entziehen; man erinnert sich, in welche Verlegenheiten Descartes und Hobbes geraten sind, als sie verdächtigt wurden, nicht *in toto* an die Bibel zu glauben, man erinnert sich auch an die Geschehnisse *anno* 1925 zu Dayton, Tennessee. Also: Das „Gewissen" blieb den Priestern und Moralphilosophen überlassen, das „Bewußtsein" erhielt die Wissenschaft, die dafür zunächst auf das „Gewissen", später auf die „Seele" überhaupt verzichtete. In der englischen Wissenschaft spricht man heute gar nicht mehr von *„soul"* (Seele). Dieses Wort ist heute lediglich in theologischem Gebrauch. Man spricht nur von *„mind"*, eher von *„consciousness"*.

Die Ärzte des späteren siebzehnten und des achtzehnten Jahrhunderts, deren Denken sich in dieser Atmosphäre bewegte, mußten davon beeinflußt werden; es ist interessant, was in den medizinischen und besonders in den psychiatrischen Arbeiten davon zu merken ist. Man erkennt, daß die „Bewußtseins"epoche eine Zeit der virilen Ansichten ist. Die gewöhnlichen Partialtriebe werden nicht erwähnt. Als sexuelle Perversitäten beschreiben die Ärzte am liebsten die Satyriasis und die Nymphomanie, die bevorzugten Abnormitäten dieser zwei Jahrhunderte. Die Onanie wird von allen als Laster und als Ursache von allerlei Symptomen und Krankheiten von Anorexia bis Epilepsie und Tabes dorsalis betrachtet. Vielleicht das schärfste aller Bücher über die Schädlichkeit der Onanie ist das von Tissot, geschrieben 1750. Sauvages (1768) kann das Wort *„mastupratio"* nicht schreiben, ohne gleich *„infamum vitium"* hinzuzufügen. Die Impotenz wird von denselben Autoren sehr sorgfältig und mitleidig geschildert.

Ich möchte eine gewisse Beziehung zwischen der herrschenden Psychologie und dieser Einstellung zur Sexualität sehen. Man weiß, daß eine rationalistische Bewußtseinspsychologie das Unbewußte negiert und nur die Daten des Bewußtseins betont. In diesen rationalistischen Jahrhunderten hat man den genitalen Trieb gefunden und überbetont. Dies zeigt sich nicht

nur in der Medizin. Auch in der allgemeinen Literatur sieht man es. Es ist die Zeit von Casanova, von Rétif de la Bretonne, von Tom Jones und von Don Juan. Es ist nicht die Zeit von Rabelais oder Proust.

Bis ungefähr zum Ende des achtzehnten Jahrhunderts kann man von der Psychiatrie als einem selbständigen medizinischen Fach kaum reden. Die Geisteskrankheiten bzw. Krankheitssymptome, denn man machte wenig Unterschied zwischen Krankheit und Symptom, wurden von den Ärzten unter dem gleichen Gesichtspunkt wie die sonstigen Krankheiten oder Symptome betrachtet und gewöhnlich mit derselben *Materia medica* behandelt, obwohl es, besonders in England, gewisse wirklich psychologische Ärzte gab. In Deutschland aber waren die Geisteskranken hauptsächlich den Geistlichen überlassen. Kant konnte sogar bestreiten, daß Ärzte überhaupt über Geisteskranke urteilen könnten; nach ihm war dies das Gebiet der philosophischen Fakultät. (Die Frage der Laienbehandlung ist also nicht so neu, wie man denken möchte.)

Um den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts trat zum erstenmal eine selbständige Psychiatrie auf. Sie schwankte, wie ja auch heute noch, zwischen Medizin und Philosophie; Arnold, der Engländer, teilte die Geisteskranken ein nach den „Vermögen" *(faculties)* Lockes; Pinel betitelte sein Buch „*Traité médico-philosophique*" usw. und zitierte reichlich Locke und Condorcet. Im allgemeinen kann man von drei Richtungen sprechen: Erstens die praktische Irrenpflege, hauptsächlich von den Engländern vertreten; zweitens die somatische Richtung, hauptsächlich in Frankreich (Pinel, Esquirol, Bayle); und drittens die moralisch-psychologische. Diese war besonders von einer wichtigen deutschen Schule zur Blüte gebracht. Ich will damit nicht sagen, daß die drei Richtungen scharf national waren, denn in allen Ländern gab es Vertreter aller Richtungen. In Deutschland waren nicht nur die Psychiker, wie sie sich nannten, sondern auch die Somatiker vertreten.

Die deutschen Somatiker Nasse, Jacobi, Friedreich suchten die Ursachen aller Geistesstörungen im Körper; sogar Jacobi sah bestimmte Ursachen in bestimmten Organen und glaubte an eine Magenpsychose, eine Leberpsychose usw. Gegen diese Schule erhoben sich die Psychiker Beneke, Heinroth, Ideler u. a., von denen der Hervorragendste Heinroth war. Wie ich zu Anfang dieser Mitteilung erörterte, war der Bewußtseinsbegriff ein Abkömmling des Gewissensbegriffes. Man hatte von der Moralphilosophie (der Ethik) diesen Begriff entlehnt, entheiligt und rationalisiert. Jetzt greifen die Psychiater zurück: Die Psychiker führen den alten Begriff „Gewissen"

wieder in die praktische und theoretische Psychologie bzw. in die psychologische Medizin ein.

Ich kann hier alle die verschiedenen Ansichten der Psychiker nicht erwähnen. Nur die Psychologie und die ätiologischen Ideen Heinroths werde ich etwas ausführlicher darstellen, und zwar wegen ihrer vielen unverkennbaren Analogien zu den neuen psychoanalytischen Lehren.

Ich folge hier hauptsächlich dem Text von Heinroths „Lehrbuch der Seelenstörungen" (1818), das er während seiner Professur an der Leipziger Universität schrieb. Er beginnt mit einer psychologischen Darstellung: er bildet eine Ichtheorie. Das Bewußtsein sei dem Menschen eigentümlich, es unterscheide ihn von Pflanzen und Tieren. Aber das Bewußtsein sei nichts Unzerlegbares. Es gebe drei Stufen des Bewußtseins. Ich zitiere: „Auf der niedrigsten Stufe des Bewußtseyns, und folglich des Menschenlebens steht das Kind, der rohe Mensch, das rohe Volk. Es ist das Bewußtseyn des bloß Äußern, das Weltbewußtseyn. Der Mensch selbst ist auf dieser Stufe noch bloß Welt, bloß Äußeres, bloß Objekt. Er ist ganz Sinn und sinnliches Wesen, seine Empfindungen, Gefühle und Triebe gehören dem Äußern an, welches je nachdem es dem werdenden Menschen entweder freundlich oder feindselig entgegentritt, ihn mit Lust oder Schmerz erfüllt. Der Genuß ist sein Ziel, der Zufall ist seine Gottheit." Ich brauche kaum die Ähnlichkeit dieser Schilderung mit der gewöhnlichen analytischen Darstellung des infantilen Bewußtseins zu betonen. (Herrschaft des Lustprinzips.)

„Zur zweyten Stufe des Bewußtseyns erhebt sich der Mensch, sobald, durch die allgemein entwickelte, mannigfaltig geschäftige Sinnentätigkeit der Verstand geweckt wird und die Anschauungen zu Begriffen verklärt werden . . . Dem Weltbewußtseyn gegenüber bildet sich ein Selbstbewußtseyn . . . und dieses einzige unzertrennliche Ganze (ist) eben das Ich. So ist der Mensch Individuum." Also in dieser zweiten Stufe tritt das Realitätsprinzip und eine straffere Ichorganisation auf.

„In Wenigen nur entwickelt sich des Bewußtseyns höchste und letzte Stufe . . . Wie das Selbstbewußtseyn durch eine Entgegensetzung des Innern gegen das Äußere entsteht: so entsteht auch das höchste Bewußtseyn durch eine innere Entgegensetzung (siehe Konflikt — Hemmung) im Selbstbewußtseyn selbst. Wir erfahren sämmtlich diese Entgegensetzung bey guter Zeit, schon in der Kindheit. Gegen das Ich und sein Bestreben erhebt sich in dem Innern des sich selbstbewußten Wesens ein Widerspruch, der wiewohl im Ich, dennoch nicht von dem Ich, sondern von einer höheren, in das Ich eintretenden Thätigkeit ausgeht, welche wir das Gewissen zu nennen

pflegen." Dieses Gewissen erscheine als ein „Gegner unseres Weltlebens und Selbstlebens". Es verlange Opfer vom Ich. Aber dieses Opfer ist „nur ein Einsatz für einen höchsten Gewinn; und sind wir einmal zum Höheren hingeneigt, so gilt uns das Niedere für nichts". „Dieses Höhere aber, was wir nicht außer uns finden, in der Welt und nicht in uns, in unserem selbstischen Ich, ist nothwendig ein Über-uns, welches sich uns kund thut im Gewissen und durch das Gewissen, so daß dieses . . . zuletzt gänzlich dieses Bewußtseyn erfüllt, und auf diese Weise verdrängend alles tiefere Bewußtseyn, zu einem neuen, eigenthümlichen Bewußtseyn wird, nicht mehr als etwas Fremdes, als Gewissen, in uns erscheint . . ." Dieses höchste Bewußtsein sei die Vernunft. „Wir vernehmen durch die Vernunft das Höhere, das Über-uns."

Ich will den auffallenden Vergleich hier nicht weitertreiben: Heinroths dritte Stufe, das Über-uns, ist das Bewußtsein, das alles Tiefere verdrängt; es ist gleichzeitig etwas, das introjiziert sein muß. In diesen Sätzen schildert er eine Instanz, die mit dem analytischen Ichideal oder Über-Ich viel Gleiches hat.

Es wäre eine Übertreibung zu behaupten, daß man bei Heinroth auch eine Libidotheorie findet. Und doch gibt es Analogien dazu in seinen Ideen über die Entstehung der Geistesstörungen. Zwar nennt er die Libido nicht, aber er behauptet, daß die Geistesstörungen aus Sünde und Laster entstehen, aus einer Hingabe der Seele zum Bösen. Die Seele ist ursprünglich frei; nur durch die Sünde wird sie unfrei. Das Wort Unfreiheit braucht er ohne weiteres als Synonym für *Insania* oder *Vecordia*, also Geisteskrankheit. Liest man anstatt „Sünde" „verpönte Wünsche" und anstatt „Unfreyheit" „durch das Verdrängte bedingt", ist man vielleicht nicht weit von seiner Meinung. Daß ein Über-uns durch Überstrenge auch die „Unfreyheit" bedingen könnte, bleibt von Heinroths moralischen Gedanken fern.

Heinroth findet überall die Bestätigung für seine Idee: „ohne Abfall von Gott gibt es keine Seelenstörung". Überall sieht er in seinen Fällen die Folgen von Verbrechen und Laster. Sogar wenn er hervorhebt, daß in einzelnen Fällen äußere Momente, wie Schreck, Kummer usw. Seelenstörungen erzeugen könnten, bleibt er bei seiner Theorie konsequent: diese Individuen waren „schon moralisch verwildert". Die einzige Vorbeugung des Irreseins ist der christliche Glaube.

Ich werde nur noch einige Worte hinzufügen, um den Untergang dieser psychiatrischen Schule zu erklären, denn der Sieg gehörte den Somatikern. Erstens war diese psychologische Betrachtungsweise an sich zu moralisch, zu

hart für unsere sündige Welt: der Standpunkt war zu übertrieben. Zweitens schwankte, wie schon erwähnt, die Psychiatrie zwischen Philosophie und Medizin und die neue medizinische Richtung des neunzehnten Jahrhunderts war so stark und so fruchtbar (ich denke an Louis und Laennec und ihre Nachfolger), daß die Psychiatrie mitgehen mußte; mehr und mehr wollte sie die Geisteskrankheiten so betrachten, als ob sie von derselben Art wären wie Infektionskrankheiten oder irgendeine sonstige Krankheit der medizinischen Klinik. Erst heute sieht man den Anfang des Untergangs auch dieser somatischen Richtung.

„Die Roichtschäggeten"

Über einen Maskenbrauch

Von

Hans Zulliger

Bern

Das schweizerische Lötschental hat einer transalpinen Bahn von europäischem Rufe den Namen gegeben, der Lötschbergbahn, die die Verbindung zwischen Deutschland und Italien auf kürzestem Wege ermöglicht. Vor der Erbauung dieses Verkehrsstranges mit seinem vierzehneinhalb Kilometer langen Tunnel blieb Lötschen als hochgelegenes Seitental des Wallis, das man nur auf einem schmalen Bergpfade und im besten Falle mit einem Maultier erreichen konnte, völlig unbekannt. In seiner Abgeschlossenheit und Unberührtheit blieben in ihm allerlei alte Bräuche, die an diejenigen der Primitiven erinnern, in ihrer Ursprünglichkeit erhalten, und es gelang auch der katholischen Kirche nicht, sie dauernd auszurotten. Unter ihnen finden die Ethnologen, insbesondere Rütimeier,[1] die Maskenbräuche als von „der wildesten Art" und als Überreste einer Kulturschicht, an die nur noch die Fastnachtsgebräuche, die Perchtelläufe[2] in den bayrischen und österreichischen Alpenländern, dem Pongau und Pintschgau, in der Schweiz der Silvestermummenschanz im bernischen Mittellande, der Weihnachtsumzüge im aargauischen Wittwil, die Klausläufe im Zürcher und St.-Galler Oberland und im Kanton Appenzell und das „Achetringele"[3] in Laupen und Wieden (Bern) in Andeutungen erinnern.

Im Lötschentaler Maskenbrauch der „Roichtschäggeten" (d. h. „Rauchgescheckte") ist neben anderem völkerpsychologischen Materiale ein Be-

1) Rütimeier: Urethnographie der Schweiz. Basel 1924.
2) Buschan: Illustrierte Völkerkunde. Bd. „Europa". Stuttgart.
3) Balmer in „Der Achetringeler", Nr. 1, Jahrg. 1926. Laupen (Bern).

fruchtungszauber inbegriffen, der heute schon verschwunden ist, nach Rütimeier jedoch noch vor dreißig bis vierzig Jahren zu Recht bestand, und dessen besonderes Requisit, eine „Maskenspritze“, im Museum für Völkerkunde in Basel aufbewahrt wird.



Das Maskentreiben der Roichtschäggeten, das ich selber einmal mitanzusehen Gelegenheit hatte, wird am Montag und Dienstag vor Aschermittwoch an den Nachmittagen gefeiert, insbesondere in den Dörfern Kippel und Blatten, und es verläuft folgendermaßen:[1]

„Die ledigen Burschen springen an diesen Tagen noch herum, angetan mit ihren meist vom Eigentümer selbst aus freier Hand ohne viel Vorzeichnung aus einem Arvenklotz geschnitzten Masken, die meist mit einem Gehänge aus Ziegenfell versehen sind, angetan mit schwarzen oder weißen Schaffellen, in der Hand einen Stock, wozu oft ein alter Flößerhaken dient, um den Leib einen Gürtel, an den Kuhglocken = ,*Treicheln*' gehängt werden, die beim Herumspringen der Burschen, was unter Gebrüll wie der Teufel oder wie ein ,*Muni*' (fortpflanzungsfähiger und zu diesem Zwecke benutzter Stier) geschieht, laut schellen. Früher schlossen sich Frauen und Kinder beim Herannahen der maskierten „Roitscheggeten“[2] (so genannt, weil man den Kindern sagte, sie kämen aus rußigen Kaminen, Roich = Rauch, Ruß) in die Häuser ein, was jetzt noch besonders in Kippel zu geschehen scheint. Eventuell wurden die in die Häuser dringenden Maskierten dort mit Fleisch und ,*Nidlen*' (Rahm) regaliert; gebettelt oder gar geraubt wird nicht,

1) Rütimeier, op. cit. S. 359 ff. Siehe ferner Stebler: Schweizer Archiv für Volkskunde, Bd. I, S. 178 und 257, und Hoffmann-Krayer: „Einige schweizerische Masken und Maskenbräuche“ in „Die Schweiz“, Bd. 1897, S. 506.

2) Rütimeier schreibt „Roitscheggeten“ — in Blatten aber spricht man sehr deutlich „Roich-Tschäggeten“, was die Herkunft der Bezeichnung von „Rauch“ (Ruß und „gescheckt“ gut erkennen läßt.

wie dies früher bei den höchst interessanten Bräuchen der ‚*Tüfel*' der alten Wiler Fastnacht[1] der Fall war, wo das Putzenrecht anerkannt war, eigentlich ein Recht auf Plünderung durch die Maskierten in Bäcker- und Metzgerläden.

Ein sehr interessantes, bis jetzt anscheinend unbekanntes, bei diesen Maskenbräuchen zur Verwendung gekommenes Objekt erhielt ich neulich aus dem Lötschental in Form einer Art von Spritze. Das alte Gerät, welches in seiner Primitivität zunächst fast als afrikanisches Ethnographikum imponierte, besteht aus einem konischen, hohlen, siebenundvierzig Zentimeter langen, mit seitlichem Griff versehenen Holzstück, in dessen röhrenförmiger Höhlung ein früher offenbar durch Lederdichtung geführter Spritzenstempel in Form eines zylindrischen Holzstabes auf und ab bewegt werden kann. Die Vorderfläche zeigt sehr typisch, daß das merkwürdige Objekt zu den Maskenbräuchen gehört, eine aus Leder hergestellte Maske, ähnlich den großen, mit Haarschnautz unter der Nase als Dekor. Die Spritze wurde, nach den mir gewordenen Informationen, früher ausschließlich bei den Maskenumzügen gebraucht, um die aus den verschlossenen Häusern hinausschauenden Frauen und Mädchen zu bespritzen. Es kamen dabei verschiedene Flüssigkeiten zur Anwendung, wie aufgeschwemmter Kaminruß, Jauche und, wenn es zu haben war, Blut, welch letzteres wohl auf sehr alte Erinnerungen hinweist. Es scheint sich hier wohl um einen Fruchtbarkeitsritus durch Anspritzen der Frauen gehandelt zu haben, einen Ritus, dessen weite Verbreitung ja bekannt ist.

Daß die Masken nur getragen werden in Verbindung mit Schaf- und Ziegenfellen, die die ganze Figur des Trägers verhüllen, nicht nur sein Gesicht, weist auch auf ihre ursprüngliche Bedeutung zurück, daß ihr Träger in Beziehung tritt zur Dämonenwelt, also als Geist auftritt, wie dies Speiser[2] auch von den Maskenbräuchen auf den Neuen Hebriden berichtet.

Was die Masken selbst betrifft, so konnte ich neben den früher schon beschriebenen Typen einige neue sammeln. So zwei mit Ziegenhörnern versehene, eine angeblich zirka hundert Jahre alte von besonders sorgfältiger Arbeit und roter Bemalung . . . Tiermasken, wie im bayrisch-österreichischen Alpenland, kommen im Lötschental nicht vor."

1) Baumberger: St.-Galler Land, St.-Galler Volk. Einsiedeln 1903.

2) Speiser: Ethnographische Materialien aus den Neuen Hebriden und den Banksinseln. Berlin 1923. Speiser: Südsee, Urwald, Kannibalen. 2. Aufl., Stuttgart 1926. Parkinson: Dreißig Jahre in der Südsee. Stuttgart. Wirz: Dämonen und Wilde in Neuguinea. Stuttgart 1928.

Die lokale Geschichte und Überlieferung erklärt die Maskenbräuche der Roichtschäggeten als Überbleibsel und Erinnerung an eine Räuberbande aus vorgeschichtlicher Zeit, die „Die geschulten Diebe“ hieß. Es handelte sich um eine Bande von Männern, in deren Gesellschaft man erst nach Absolvierung bestimmter Initiationsriten gelangte. Unter anderem mußten die Novizen mit einer schweren Last an einer bestimmten Stelle über die Lonza, den reißenden Talbach, springen können. Die Stelle wird noch jetzt gezeigt. Die Räuber, deren Organisation an die Männerbünde der Primitiven (Leopardenmenschen[1] an der Guineaküste, Duk-Duk-Gesellschaft[2] auf den Karolinen) und an den modernen Ku-Klux-Clan in den Vereinigten Staaten von Nordamerika erinnert, überfielen die Dörfler in schreckhafter Verkleidung mit Masken, Tierfellvermummungen und mit lärmenden Instrumenten, und erst im siebzehnten Jahrhundert sollen sie zu existieren aufgehört haben. Rütimeier bringt die Roichtschäggeten direkt in Zusammenhang mit den Geheimbünden[3] und Altersklassen,[4] und er hat wohl recht; als Überrest hat man z. B. in Blatten noch das „Gemeindehaus“ (Männerhaus), zu dem, wie man mir berichtete, früher keine Frau Zutritt hatte, wenn die Männer darin versammelt waren. Der zitierte Autor spricht dann auch den Gedanken aus, daß die Lötschentaler Maskenbräuche mit ihrem Drum und Dran „nicht durch Wanderungen und Entlehnungen zu erklären sind, sondern daß sie dem Urgrund allgemein-menschlichen Wesens und menschlicher Psyche entstiegen, daß sie also zu den sogenannten menschlichen Elementargedanken gehören, die an verschiedenen anthropo-geographischen Stellen der Erde in globaler Verbreitung in verschiedener Weise sich ausgeprägt haben ...“ Die Lötschtaler Bräuche seien zu den Kollektiväußerungen der Menschheit, und zwar der Menschheit aller Zeitepochen zu zählen.

Wenn wir uns in dieser Arbeit der Mühe unterziehen, einen an einem bestimmten Orte gebräuchlichen Fruchtbarkeitszauber psychologisch zu erklären, so tun wir es nicht etwa nur in der Absicht, etwas für die Aufhellung der Volkspsychologie dieses Ortes zu leisten. Denn wenn der Brauch Kollektivbesitz der Menschheit ist, dann trifft unsere Untersuchung nicht nur zu für das psychische Verhalten eines kleinbegrenzten Gebietes oder eines

---

1) Buschan, op. cit., Bd. „Afrika“. Schweitzer: Mitteilungen aus Lambarene. Bern 1925.

2) Buschan, op. cit., „Abschnitt Polynesien und Mikronesien“. Schurtz: Urgeschichte der Kultur. Leipzig und Wien 1912, S. 116.

3) Schurtz: Urgeschichte der Kultur, Abschnitt „Die Gesellschaft“.

4) Schurtz, op. cit., S. 112. Zeller: Die Knabenweihen. Bern 1923.

Menschenschlages, sondern für die Gesamtheit der Menschen überhaupt. Im Lötschtaler Brauch finden wir einen Zauber samt seinen Begleitumständen, der vom säkularen Bedeutungswandel noch weniger erfahren hat als irgendein anderer Brauch aus anderer Gegend, die der Zivilisation näher liegt. Es erscheint uns also, die Untersuchung sei darum gerechtfertigt, weil sie sich um etwas Allgemein-Menschlich-Psychisches dreht, und das Material andernteils rechtfertige sich daran, weil es mitten unter uns und dennoch recht ursprünglich und unverbildet ist in seiner Art.

Der Brauch, sich zu maskieren, hängt mit der Identifikation der Maskierten mit einem Geiste zusammen. Bei den Primitiven glaubt man, wie Schurtz[1] u. a. berichten, daß sich im Maskierten der Geist eines Ahnen verkörpere und die ursprüngliche Maske war der Schädel eines Verstorbenen. Erst später entwickelte sich daraus die aus Holz oder Faserstoffen hergestellte Maske. Oft spielen, wie auf Neuguinea[2] und anderen Orten Überreste des Totemismus in die Maskengebräuche hinein: es werden dann solche Masken verwendet, die den Totem darstellen oder für ihn charakteristisch sind, so in Holländisch-Neuguinea beispielsweise Krokodilen nachgebildete Masken, bei den Singhalesen[3] solche, die die Krankheitsdämonen darstellen, z. B. Schlangen, bei den Hopiindianern[4] (Nordamerika) Masken, die Insignien des Regengottes tragen usw.

Masken europäischer Herkunft, die totemistische Spuren aufweisen, werden bei den bereits erwähnten Perchtelläufern in den Ostalpen gebraucht. Wenn die Lötschentaler Roichtschäggeten Ziegen- und Schaffelle zur Vermummung benutzen, so dürfte man in diesen Materialien nicht allein Requisiten sehen, die man gleich und leicht zur Hand hat, — die Bauern halten sich zahlreiche Ziegen- und Schafherden, — die Art der Vermummung läßt auf totemistisch-animistische Überreste schließen. Solches deutet Rütimeier an, wenn er sagt, daß der Roichtschäggete „in Beziehung tritt zur Dämonenwelt, also als Geist auftritt".

Wir können die Verkleidung mit Ziegen- und Schaffellen der Roichtschäggeten in Parallele setzen zu vielen totemistischen Gebräuchen der Wilden. Es sei hier der Fall der Bakairineger[5] im Nilquellengebiet herausgegriffen; die Bakairi führen, bevor sie auf Kriegszüge oder auf die Jagd

1) Schurtz, op. cit. nach Bastian, S. 117, über den Ogbonibund in Westafrika.
2) Wirz, op. cit.
3) Schurtz, op. cit., Tafel S. 116.
4) Schurtz, op. cit., Tafel S. 116.
5) Buschan, op. cit., Bd. „Afrika".

ziehen, Maskentänze auf, wobei sie sich in Leopardenfelle kleiden und glauben, der Ritus des Tanzes und die Verkleidung gebe ihnen die Kraft und die Eigenschaften des Leoparden. Was Freud in „Totem und Tabu", insbesondere in dem Abschnitt über „Animismus, Magie und Allmacht der Gedanken" ausgeführt hat, kann und braucht hier nicht wiederholt zu werden. Es sei aus Freuds Abhandlungen nur daran erinnert, daß bei vielen totemistischen Völkern das Totemtier zu gewissen Zeiten rituell von der Gesamtheit des Stammes gejagt, unter Anführung der Priester oder Medizinmänner geschlachtet, dann gemeinsam verspeist wird, was einer Identifikation mit dem Urvater auf kannibalistischer Stufe gleichkommt. Und es sei darauf aufmerksam gemacht, daß das Christentum im heiligen Abendmahl symbolisch das Gleiche tut, wie der Primitive, wenn er bei Anlaß einer religiösen Zeremonie seinen Totem aufißt:[1] die animistische, d. h. die primitivste Denkstufe ist also auch dem Christenmenschen nicht ganz fremd.





Die meisten Masken der Roichtschäggeten tragen nun noch ein weiteres totemistisches Zeichen, sie sind gehörnt. Bald sind es Hörner, wie sie junge Rinder tragen und wie man sie etwa an Statuen des Moses (z. B. Mosesbrunnen in Bern) angebracht sieht, dann finden sich an den Masken die krummen Hörner der Widder und Ziegenböcke und die bedrohlicheren der Stiere. Manchmal hat man statt der Hörner mächtige Eberzähne angebracht, die wiederum wie kleine Hörner aussehen und den Masken ein äußerst wildes Aussehen verleihen. Außer den Kuhschellen zum Lärmmachen verwenden die Roichtschäggeten immer auch Hörner von Kühen und Stieren, in die sie blasen, um mit den dumpfen Tönen das Unheimliche ihres Auftretens zu verstärken.

1) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schriften, Bd. X, S. 186.

Ihr Auftreten erinnert deutlich an dasjenige der primitiven Maskentänzer bei Todesfällen.[1] Das Lärmmachen hat dort den Sinn, daß der abscheidende und zum Dämon gewordene Geist aus den Gemarken der Lebenden vertrieben werden soll, denn sein Bleiben, bzw. seine Rückkehr bedeutet Unglück, Krankheit und Tod.[2] Wenn man über das Verhalten der primitiven Maskentänzer liest oder sie an Ort und Stelle studiert, so erhält man den Eindruck, daß die Tänzer noch ältere und mächtigere Ahnengeister bedeuten, die, wie Schurtz[3] aussagt, die Aufgabe haben, die bösgesinnten Geister zu versöhnen oder zu vertreiben, so eben auch den Geist eines eben Verstorbenen.

Über die Bedeutung der Hörner in der Völkerkunde, im Volksglauben und im allgemeinen Sprachgebrauche hat Marie Bonaparte[4] eine ausführliche Arbeit geschrieben. Die Hörner bedeuten im Sinne einer „Verschiebung nach oben" den Penis des Urvaters und seine Potenz ist durch die Verdopplung — zwei Hörner — augenfällig dargestellt.

Wenn wir zu den Roichtschäggeten zurückkehren und zugleich Freuds Ausführungen in „Totem und Tabu" (S. 188 ff.) im Auge behalten, so können wir sagen: die jungen Burschen, die sich an zwei bestimmten Nachmittagen des Jahres verkleiden, mit Lärm wie die Teufel (Dämonen) oder wie *Muni* (Stiere, die man ausschließlich zur Fortpflanzung verwendet) durchs Dorf rasen und Frauen und Mädchen mit ihrer merkwürdigen und aus alter Zeit überlieferten und ererbten Spritze besudeln, benehmen sich so wie die Sohnesgeneration nach dem Tode des Urvaters, die sich nach vollzogener Identifizierung mit ihm in den Besitz seiner Macht und — seiner Frauen setzt.[5]

Welchen symbolischen Wert die Spritze besitzt, liegt so sehr auf der Hand, daß er jedermann sofort klar wird, auch wenn er die Traumsymbolik nicht kennt: ihre Bedeutung scheint auch schon Rütimeier offensichtlich geworden zu sein.

1) Zulliger: Zur Psychologie der Trauer- und Bestattungsgebräuche. Wien 1924.

2) Unglück, Krankheit und Tod werden bei den Primitiven überall bösgesinnten Dämonen zugeschrieben. Die Dämonen sind die Geister Abgeschiedener und bedeuten eine Projektion der Schuldgefühle der Lebendgebliebenen gegenüber dem Verstorbenen.

3) Schurtz, op. cit., S. 116.

4) Über die Symbolik der Kopftrophäen. Imago, Bd. XIV, 1928, Heft 1, S. 100 ff.

5) Freud: Totem und Tabu. Ges. Schriften, Bd. X, S. 170 ff. Ferner berichtet Wirz (op. cit.), daß in Neuguinea nach den rituellen Maskentänzen mit deutlichen totemistischen Wesenszügen, denen eine gemeinsame Schlemmerei gefolgt ist, sexuelle Orgien im Busch stattfinden, wobei, wie angedeutet wird, es äußerst wild zugeht und jede beliebige Frau jedem beliebigen Manne angehören kann — die Inzestscheu wird also für die betreffende Festnacht überwunden, der Inzest ist möglich und bleibt ungestraft.

Bezeichnend sind die Flüssigkeiten, mit denen man die Frauen anspritzt: aufgeschwemmter Ruß, Jauche und Blut — Ingredienzien, die zum Gedankenkreis der anal-urethral-sadistischen Entwicklungs- und Denkstufe gehören und für das Unbewußte ein Äquivalent bedeuten für das Sperma.

Der Maskenbrauch der Roichtschäggeten mit seinem Befruchtungszauber ist aus der Auflehnung der Sohnesgeneration gegen die Vätergeneration entsprungen, er wendet sich gegen den ersten Besitz der Vätergeneration, das sind die Frauen, und bedeutet die symbolische Erfüllung der Ödipuswünsche in einer für Kulturmenschen etwas schmutzigen, bäurisch-derben, jedoch als Scherz gedachten Handlung.

Rütimeier bezeichnet den Roichtschäggetenbrauch ausdrücklich als einen „Fruchtbarkeitszauber". Nach meinem Erachten handelt es sich jedoch eher um einen Befruchtungszauber oder überhaupt nur um eine Koitussymbolik. — Wenn z. B. der oberbayrische Bauer mit seiner Frau in die keimende Saat geht, um dort Geschlechtsverkehr vorzunehmen, im Glauben, daß hernach das Getreide besser gedeihe, so unterscheidet sich dieser eigentliche Fruchtbarkeitszauber wesentlich vom Lötschtalerbrauche: der Zweck ist bewußt, der Brauch hat den deutlichen Sinn eines Analogiezaubers und er wird ausgeführt, um ein bestimmtes und klar gewünschtes Ziel zu erreichen. Die Lötscher wissen jedoch nicht um Sinn und Zweck ihrer Zeremonie und betrachten sie als einen mutwilligen Scherz, der zum Auftreten der Maskierten überlieferungsgemäß gehört.

Es ist wiederum Freud,[1] der uns aufgezeigt hat, daß sich das Unbewußte und die verdrängte Welt der Triebe oft den Scherz, den Witz und das Humoristische auswählt, um sich durchzusetzen, und wir können sagen, daß ein solcher Ausweg vom Standpunkte sozialer Wertmessung viel harmloser und deshalb wertvoller ist als die Flucht in die Krankheit. Das will nun nicht bedeuten, daß bei den streng religiös gesinnten Lötschentalern keine Neurosen vorkommen, im allgemeinen jedoch darf gesagt werden, daß bei ihnen der „Kampf der Generationen" weniger auffällig tobt als anderswo, daß man das Alter sehr verehrt und daß auch die wirtschaftlichen Zustände noch äußerst patriarchalisch[2] sind. Vielleicht haben sie es

1) Freud: Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten. Ges. Schriften, Bd. IX. — Der Humor. Ges. Schriften, Bd. XI.

2) Anneler: Lötschen. Bern 1921. — Oft bleiben die Familien auch nach der Heirat der Kinder beieinander, sie bewirtschaften das Land gemeinsam und auch die Wohnhäuser und vor allem die Speicher bleiben Gemeinbesitz, ebenso Alp- und Bewässerungsrechte usw.

nicht zuletzt darum bleiben können, weil die Bräuche und Sitten es den Taleinwohnern erlauben, den aus der Ödipussituation resultierenden Aggressionstendenzen Abfluß zu verschaffen.[1]

Diese Bräuche und Sitten bedeuten für die Lötscher im Ablaufe ihres Lebens weit mehr, als etwa die Fastnachts- und andere Gebräuche bei uns, ihnen haftet noch etwas Mystisches, auch im Scherze Ernsthaftes und Schweres an. Für die Psychologie der Lötscher ist charakteristisch, daß neben der religiösen Gläubigkeit der Aberglaube einen reichlichen Platz einnimmt — hinter jedem Stein, unter jedem Baume lauert irgendein Geist (Dämon) und die Leute wissen viel von ihnen in Form von Geschichten, Sagen und Märchen zu erzählen.[2]

Es bleibt schließlich noch übrig, einige Vermutungen über den Namen „Roichtschäggeten" bekanntzugeben. Rütimeier sagt uns darüber, daß man im Lötschentale den Kindern erkläre, die maskierten Leute kämen aus den Kaminen heraus.

Sie sind also offenbar aus dem Herde entstiegen. Der „väterliche Herd" hat für das Unbewußte bei allen Völkern den Symbolwert des Mutterleibes. Auf Formosa werden die Toten, wie Govern[3] erzählt, unterm Herd bestattet, was den Sinn hat, daß sie in die Mutter zurückkehren.[4] Es liegt nahe, daß die Aussage, die Roichtschäggeten entstiegen den Kaminen, d. h. für die Verhältnisse im Lötschentale (Sennhütten, ziemlich primitiv gebaute Häuser) den Rauchfangöffnungen, in die Sprache des Unbewußten übersetzt,

1) Als eine solche Abfuhr, zugleich als ein sozusagen „gemilderter" Roichtschäggetenbrauch, dürfte der durch den katholischen Hauptgeistlichen des Tales angeführte, in der Kirche beginnende und mit einer Prozession verbundene „Segensonntag" bezeichnet werden. Die wehrfähige Mannschaft der Dörfer, vorab die jungen Männer, erscheinen bei dieser farbenprächtigen und imposanten Prozession, die den Zweck hat, das Tal zu segnen und den himmlischen Schutz für die Kulturen und Wohnstätten anzurufen, in vererbten Uniformen aus der napoleonischen Zeit, die Köpfe mit mächtigen und schweren Bärenfelltschakos geziert. Wer keine solche Uniform besitzt, — meist die Söhne der ärmeren Geschlechter, — erscheint in derjenigen des schweizerischen Heeres. An gewissen Stellen, wo der Segen über das Land ausgesprochen und das Allerheiligste gezeigt wird, feuern die jungen Männer ihre Flinten in die Luft ab. Dabei wenden sich die Gewehrläufe — ob zufällig? — sowohl in Kippel als in Blatten nach der Richtung des Friedhofes hin. Nach den Zeremonien wird auf Kosten der Gemeinde getrunken („Gemeindetrank") und gefeiert. — Der Sinn dieses traditionellen Brauches scheint bei den Lötschern vergessen zu sein, doch stimmt er genau mit den Zeremonien der Dämonenaustreibung der Wilden und mit den mittelalterlichen Teufelsaustreibungen in unseren Gegenden überein.

2) Siegen: Gletschermärchen. Bern 1921. Anneler, op. cit.

3) Govern: Unter den Kopfjägern auf Formosa. Stuttgart 1923.

4) Zulliger, op. cit. S. 51.

heißen dürfte, sie entsteigen dem Mutterschoße.[1] Wir sind nicht im Besitze von Indizien, die beweisen könnten, daß damit der Schoß der Urmutter gemeint sei, möchten jedoch auch eine solche Auslegung in den Bereich der Möglichkeit ziehen und vermuten. Jedenfalls kann mit Sicherheit gesagt werden, durch die Geburtssymbolik werde deutlich, daß die Roichtschäggeten eben „Söhne" sind, dem väterlichen Herd Entstiegene, nicht der Väter-, sondern der Sohnesgeneration Angehörige. Unter diesem Aspekte will uns die Bezeichnung für die Lötschentaler Maskierten nicht zufällig erscheinen und wir werden der nicht uninteressanten Erklärung teilhaft, daß die Roichtschäggeten in ihrer Bekleidung die Insignien des Urvaters, in ihrer Bezeichnung wahrscheinlicherweise einen Hinweis auf die Urmutter an sich tragen.

1) Eine achtzehnjährige, sehr wohlbehütete Pfarrerstochter, deren sexuelle Aufklärung durch ihre Mutter dahin lautete, daß die kleinen Kinder von einem Engel gebracht würden, erhält ein Schwesterchen, und fragt in einem Gespräche die Mutter: „Ich möchte nur wissen, wo kam der Engel herein? Kam er vorn durch die Küche oder kam er hinten durch die Stube herein? Sag' mir nur dieses, liebe Mutter, damit ich wieder schlafen kann ..." Hinter dieser Frage steckt das für die Tochter brennende Problem, ob die Kinder genital (vorn — durch die Küche) oder anal (hinten — durch die Stube) zur Welt kommen, und wir finden auch hier die Küche als Symbol für die weiblichen Geschlechtsteile. (Siehe Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik, Jahrg. I, S. 230.)

Zur Funktion der jüdischen Türpfostenrolle[1]

Von

Georg Langer

Prag

Die jüdische Türpfostenrolle, Mezuzzah,[2] ist eine kleine Pergamentrolle, auf der nach den alten traditionellen Vorschriften zwei kurze Absätze aus dem Pentateuch geschrieben sind, in denen sich die Worte befinden: „Und schreibe sie (die Bibelverse) auf die Mezuzzoth (Pluralform von *mezuzzah*) deines Hauses und in deine Tore!“ (Deut. 6, 9 und 11, 20). Die Mezuzzah wird also an jedem Türpfosten — rechts beim Eingang, ein Drittel von oben, in schiefer Lage — befestigt. Auch Frauenwohnungen müssen mit Mezuzzoth versehen sein, obzwar die Frau sonst von den meisten Riten befreit ist. Synagogen brauchen hingegen keine Mezuzzoth, da sie nicht bewohnt sind. Während des Beischlafes müssen die Mezuzzoth, insofern sie sich innerhalb des Wohnraumes befinden, mit einem Tuch bedeckt werden, doch wird nachdrücklich verlangt, daß die Mezuzzah vor der Tür, d. h. an der Außenseite des Einganges, befestigt wird. Abgebrauchte, fehlerhafte Mezuzzoth werden ähnlich wie die *Tephillin* (Gebetkapseln) und Gesetzesrollen auf dem Friedhofe begraben. Im allgemeinen sind aber die Vorschriften über Mezuzzoth etwas milder als die über *Tephillin* und Gesetzesrollen (Näheres im Šulḥan Aruk, Joreh Deah II, c. 285—291), da sie eine kleinere Anzahl von Bibelversen enthalten als die *Tephillin*. Eine vorschriftsmäßig verfertigte Mezuzzah schützt den Hauseingang vor bösen Geistern und vor Sünde.

---

1) Die vorliegende Arbeit bildet ein Kapitel eines größeren Werkes über „Phallische Rudimente in jüdischen Riten“.

2) Zur Aussprache der hier transkribierten hebräischen Wörter: *z*, *zz* ist gleich dem deutschen weichen *s* auszusprechen, wie etwa im Worte lesen; das subpunktierte *ḥ* liegt zwischen dem deutschen *h* und *ch*. Die subpunktierten Buchstaben *ṭ*, *ṣ*, *ḳ* sind explosiv auszusprechen, *š* ist dem deutschen *sch* gleich.

Das erwähnte „Schreiben an den Türpfosten“ des Deuteronomisten, das zunächst allegorisch gemeint zu sein scheint, das aber im Judentum wörtlich genommen wird, ist durchaus kein aus der Luft gegriffenes Bild. Es ist vielmehr einer uralten Tradition entnommen. Beschriebene Türpfosten wurden z. B. bei den letzten Ausgrabungen eines Tempels des altkanaanitischen Stabgottes Maḳer in Beth-San (Palästina) gefunden. Freilich ist aus dieser Inschrift ihr apotropäischer oder sonst kultischer Charakter nicht ganz klar ersichtlich. Doch werden wir im Verlaufe unserer Untersuchung der kultischen Verehrung des Türpfostens, beziehungsweise auch der Hausschwelle und des Querbalkens im altsemitischen Kulturkreise näherkommen.

Wir wollen nun zunächst den Ausdruck „*mezuzzah*“ auf seinen ursprünglichen Sinn untersuchen. Das jüdische Hebräisch (vielleicht nicht ganz übereinstimmend mit anderen hebräischen Dialekten) versteht unter dem Worte „*mezuzzah*“ erstens den Türpfosten, zweitens die Schriftrolle an diesem Türpfosten. Man ist geneigt, die letztere Anwendung des Wortes auf einen sprachlichen Übertragungsvorgang von der ersten Bedeutung zurückzuführen. Tatsächlich ist die Annahme dieses Vorganges in der historischen Zeit nicht kurzerhand abzuweisen. In diesem Falle würde es sich aber lediglich um ein klassisches Beispiel für sprachliche Rückübertragung der Bedeutung handeln. Denn ursprünglich bedeutete der Ausdruck „*mezuzzah*“ nicht den Türpfosten, sondern einen gewissen Gegenstand an dem Türpfosten oder in seiner Nähe, über dessen Beschaffenheit wir zunächst nicht im klaren sind.

Das Wort „*mezuzzah*“ ist nicht hebräischer Herkunft und darf keinesfalls, wie es früher allgemein geschah, von dem hebräischen Verbum *zuz* (bewegen) abgeleitet werden. Das Wort „*mezuzzah*“ ist ein babylonisches Lehnwort, das ursprünglich *mazzazu* oder *manzazu*, auch *muzzazu* lautete und vom akkadischen Verbum *nanzazu* bzw. *nazzazu* abgeleitet wird (siehe Friedr. Delitzsch: Assyrisches Wörterbuch). Die Bedeutung dieses Verbums ist: „Stehen, sich stellen, zum Dienste der Gottheit stets bereit stehend . . . von Göttern, die kraft ihrer eingravierten Embleme als dauernde Zeugen funktionieren“ (Delitzsch: Assyrische Lesestücke. Glossar). Nach Alfred Jeremias (Altes Testament, S. 363) bedeutet das babylonische Nomen *mazzazu*: „Standort der Gottheit.“ In der babylonischen Astronomie ist dieses Wort ein Terminus für die Mondstation ebenso wie das Wort *išdu*, welches Nachtlager bedeutet. Dementsprechend nennt auch das Chinesische die Mondstation *siu*, „Nachtasyl“ (A. Jeremias: Handbuch, S. 102). Hingegen werden auch die Obelisken, die vor dem Eingang des Tempels gewöhnlich standen, *mazzazu* genannt (A. Jeremias: Altes Testament, S. 487).

Bei den Phöniziern gab es heilige Türpfosten, die mit einem Phallus versehen waren (James Hastings: Encyclopaedia of Religion and Ethics. Vol. 10, p. 96, unter Poles and Posts).

Bei den Abessiniern, die mit den Semiten auch sonst manchen Charakterzug gemein haben, werden amputierte Genitalien (Skrotum und Penis) als Kriegstrophäen bzw. Hochzeitsgeschenke im Innern der Häuser über der Tür aufgehängt, nachdem die Haut geschunden, aufgeblasen und ausgestopft wurde (Otto Stoll: Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie. Leipzig 1908).

Nebenbei bemerkt: es hat auch bei den Israeliten einen ähnlichen „Skalpierungsbrauch" gegeben. So veranlaßt der König Saul den jungen Helden David (I. Sam. 18, 25), ihm hundert „Vorhäute" (d. h. Glieder) der Philister als Brautpreis für seine Tochter Mikal zu überbringen. Über die weitere Verwendung dieser Kriegstrophäe wird nicht berichtet. Doch wird erwähnt, daß die Philisterglieder „für den König gefüllt" wurden (dort, Vers 27), was zwar vielleicht bloß als eine sprachliche Wendung aufzufassen ist, anderseits aber ganz sonderbarerweise an den abessinischen Brauch erinnert. (Vgl. Rank: Inzestmotiv, S. 308.)

Es scheint daher nicht unwahrscheinlich zu sein, daß die Mazzazu-obelisken die Nachtlager der Gottheit sind und bereit dastehen, als kraft ihrer eingravierten Embleme funktionierende Götter, die offenbar die Funktion der abessinischen Phalli erfüllen, also eine apotropäische, abschreckende Bedeutung haben, deren psychologischer Inhalt allerdings noch der Klärung bedarf.

Über das Wesen und die Beschaffenheit der babylonischen Mazzazu ist uns nicht viel bekannt. Es dürfte sich daher lohnen, einen Blick in die Archäologie des nahe verwandten grekoromanischen Kulturkreises zu werfen, um uns zu überzeugen, ob es nicht auch da ähnliche kultische Objekte gab, die uns auf die eigentliche Wesenheit der babylonischen Mazzazu mit einiger Bestimmtheit schließen lassen. Wir werden sehen, daß sich in dieser Hinsicht der grekoromanische Kult auch mit dem abessinischen in seltsamer Weise berührt.

Auf Straßen, Grenzen und vor Häusern wurden von den Hellenen die „Hermen" aufgestellt. Diese bestanden aus einem Pfeiler, der aus Holz oder Stein verfertigt und mit einem Phallus versehen war, „denn phallische Darstellungen waren von jeher von apotropäischer Kraft" (Jessen bei Roscher unter Priapos).

Des Priapos' ithyphallisches Standbild war ebenfalls ein bewährtes Schutzmittel. Ja es gab sogar schützende Inschriften des Priapos. Zum Beispiel:

„Custos sepulcri pene destricto deus Priapus ego sum mortis et vitae locus" (ibid.). Auch Phallusbilder am Eingange griechischer und römischer Häuser sowie einiger alter französischer Kirchen kommen vor (Stoll, Fig. 55 und S. 673).

Es scheint, daß die grekoromanischen Hermen, bzw. die apotropäischen Priaposstatuen und -inschriften mit den Obelisken — die übrigens seitens der Hellenen mitunter „Phalli" genannt werden (Lucian: De Dea Syria, 16) — und mit den babylonischen Manzazen tatsächlich wesensverwandt sind.

Man wird wohl bei einer oberflächlichen Betrachtung der jüdischen Mezuzzah einwenden, daß diese mit den phallischen Hermen und mit den Manzazen nichts Gemeinsames hat, da sie bloß aus einer nüchternen kleinen Pergamentrolle besteht, die allerdings an dem Türpfosten befestigt wird, doch lediglich die heiligen Bibelworte von der Einheit Gottes, von der Liebe zu ihm und Mahnungen zum Einhalten seiner Gebote enthält. Selbst die Tatsache, daß es auch schützende Priaposinschriften gab, und daß die Abessinier die erbeuteten Glieder ihrer Feinde über dem Eingang ihrer Wohnungen befestigen, kann bisher nicht als ausreichendes Argument für die Verwandtschaft unserer Mezuzzah mit der heidnischen phallischen Ideenwelt angesehen werden.

Nun sind jedoch die schützenden Priaposinschriften als Vervollständigung oder gar als Ersatz des ithyphallischen Standbildes der Gottheit eine verhältnismäßig junge Einführung, ein recht spätes Glied in einer langen Entwicklungskette. Darum müssen wir aber auch — ganz analog — die Frage stellen, ob nicht etwa auch die jüdische Mezuzzah eine ähnliche Entwicklung durchgemacht hat, mit anderen Worten, ob ihre heutige Gestalt denn ihre ursprüngliche ist.

Zuvor sei hier aber zur Entwicklung der grekoromanischen Hermen noch folgende Stelle aus Roscher (S. 1091) zitiert: „Ein Schritt weiter in der Entwicklung war es, wenn man auf den entweder noch roh gelassenen oder viereckig behauenen Stamm einen Knauf setzte, den Schaft mehr oder weniger mit Gewändern bedeckte und unter dem Kapitäl die Maske des bärtigen Gottes anbrachte . . . Einen weiteren Fortschritt bedeutet die Sitte, den architektonischen Abschluß des Pfostens fallen zu lassen und den vollständig als Rumpfbild ausgeführten Kopf des Gottes (unmittelbar) auf den Pfosten zu setzen . . ."

Bei der Mezuzzah spielte sich die Entwicklung, der im Judentum stark wirkenden Verdrängungskraft gemäß, in einer mit der hellenischen Richtung parallelen, aber noch viel radikaleren Weise ab. Wir wollen hiezu zwei Talmud-

stellen erörtern. In beiden handelt es sich um ziemlich alte Elemente der talmudischen Tradition, nämlich die Mišnah und die Baraitha.

„. . . Hat sie (nämlich die Mezuzzah) jemand auf einen Stab gehängt, . . . so ist dies eine Gefahr und es hat nichts mit dem (göttlichen) Gebot gemeinsam. Die Angehörigen des Hofes des Königs Monabaz[1] pflegten es so zu tun, zum Andenken an die Mezuzzah“ (Menaḥoth 32 b).

Diese Überlieferung stellt also fest, daß es einst einen Brauch gab, die Mezuzzah nicht an dem Türpfosten selbst, sondern an einem Stab zu befestigen, den man offenbar vor dem Haus- oder Zelteingang in den Boden steckte oder irgendwie anders am Eingange aufrichtete. In ähnlicher Weise verfahren bis heute einige Nomadenstämme der nordamerikanischen Indianer mit einem heiligen Stab. Nach F. Starr (American Indians, p. 195 f.) wird bei diesen Indianern der heilige Pfahl in der Mitte des Dorfes gepflanzt, bei den nomadischen Stämmen wird er in einer Arche mitgetragen (also analog der israelitischen Bundeslade) oder eingewickelt (so wie die jüdische Gesetzesrolle und die hellenischen Hermen) und erst beim Lagern in die Erde gesteckt, etwa so, wie es der jüdische Nomadenkönig Monabaz mit seiner Mezuzzah tat. In manchen Fällen steht der phallomorph geschnitzte Pfahl der Indianer an der Hausfront, in anderen am Hauseingang. Es sind hiebei Totempfosten (Herkunftspfosten — also ein erotisches Element!) und Todespfosten zu unterscheiden.

Sehr aufschlußreich ist hier aber der Brauch polyandrischer Araber, bei denen, laut Strabos Bericht, derjenige Mann, der die Frau besuchte, seinen Stock vor das Zelt legte (Benzinger: Hebräische Archäologie, III. Aufl., S. 113).

Die Autoren unserer Talmudstelle erklären das Verfahren vom Befestigen der Mezuzzahrolle an einem Stab für etwas durchaus Unzulässiges, für eine „Gefahr“. Die Gefahr sollte offenbar darin bestehen, daß eine solche Stabmezuzzah jeglicher Schutzkraft vor bösen Geistern entbehrt. (Siehe den traditionellen Rašikommentar zur Stelle.) Eine wirksamere Androhung konnten sich freilich die alten Rabbinen kaum ausdenken; denn der durchschnittliche Mensch jener Zeit dürfte dadurch derart beängstigt worden sein, daß er sich wohl nach solcher Warnung gehütet hat, die Mezuzzahrolle an einem Stab zu befestigen. Wir werden im folgenden zu der Strenge, mit der die alten rabbinischen Autoritäten Stabmezuzzoth behandelten, zurückkehren.[2]

1) Herrscher zu Adiabene am Tigris, erstes Jahrhundert n. Chr.

2) Vorläufig wollen wir uns darauf beschränken, das von uns erwähnte Talmudzitat zu kommentieren. Die Worte: „Und es hat (eine solche Mezuzzah) mit (der

Hier sei nur bemerkt, daß diese Gefahr, die der Thorakundige in der Stabmezuzzah zu sehen glaubt, eigentlich eine Glaubensgefahr bedeutet (vgl. dieselbe Erklärung einer solchen „Gefahr“ beim Aussaugen des Blutes aus der Beschneidungswunde bei Ḥ. Ḥ. Medini in Sede Ḥemed, Ḳunṭaros ha-Milah).

Die Frage nach dem Grunde dieser Glaubensgefahr läßt aber nur eine Antwort zu:

Die Stabmezuzzah war eben ein allzu deutliches „Andenken“ an den heidnisch-phallischen Mazzazu der Babylonier und an die grekoromanischen Hermen, die, wie bereits erwähnt, gleichfalls aus Stäben bzw. Holzpfeilern bestanden, aber statt einer Schriftrolle mit einem Phallus, später auch mit einer priapischen Inschrift versehen waren; der fromme Text der Mezuzzah ist quasi als Opposition gegen die heidnische Sitte an ihre Stelle getreten. Doch sei hier darauf hingewiesen, daß der jüdische Gott jener Zeiten ebenfalls einen ziemlich ausgeprägt phallischen Charakter besaß.

Von einer gewissen Verbreitung der Stabmezuzzah noch in der älteren talmudischen Zeit zeigt auch eine zweite Talmudstelle, derzufolge unter den aufgezählten Stabarten, die eine eventuelle „Unreinheits“empfänglichkeit besitzen, von einem Stabe die Rede ist, in welchem sich der Aufnahmsraum für eine Mezuzzah befindet (Kelim XVII, 16); in diesem Falle wurde also die Schriftrolle in den Mezuzzahstab hineinversenkt, was augenscheinlich weniger anstößig war als die oben besprochene Sitte (die Unreinheitsempfänglichkeit bedeutet nicht Verbot). Wurde die phallusähnliche Pergamentrolle an der Außenseite des Stabes befestigt, so war die Ähnlichkeit mit der phallischen Herme noch viel deutlicher. Mit diesen archaischen Bräuchen dürften wohl auch die modernen Sitten zusammenhängen; die Mezuzzahrolle wird entweder in eine Röhre gelegt und an dem Türpfosten befestigt (Menaḥoth 33b, Šulḥan Aruk, Joreh Deah 289, § 1), — so wird es heute meistens bei den Westjuden gehandhabt, — oder die Pergamentrolle der Mezuzzah wird in den Türpfosten hineinversenkt, wie es meist die

Erfüllung des) dem göttlichen Gebote nichts gemeinsam“, stellen offenbar eine andere Begründung des rabbinischen Verbotes der Stabmezuzzah dar als die Androhung der „Gefahr“. Sie gelten wohl jener Kategorie von Menschen, die sich vor bösen Geistern nicht in dem Maße zu fürchten brauchen wie die Laien. Sie dürften eher an die Thoragelehrten gerichtet sein, denen es sich mehr um ein Ideal, nämlich um die Erhabenheit der Erfüllung göttlicher Gebote, handelt. Daß der Thoragelehrte weniger Furcht vor bösen Geistern hat als der Laie, ist aus einer anderen talmudischen Vorschrift zu ersehen. Er braucht nämlich aus diesem Grunde die schützenden Šemaverse vor dem Schlafe nicht auszusprechen (Berakoth 5a). Genau so wie sich der Medizinmann der Primitiven vor bösen Geistern weniger fürchtet als ein gewöhnlicher Eingeborener.

Ostjuden tun. Der Stab wurde also in beiden Fällen völlig verdrängt und bloß die heilige Schriftrolle beibehalten, analog wie die Griechen den ursprünglichen Pfahl fallen ließen und den Götterkopf an den Pfosten befestigten.[1]

Auch die babylonischen pfahlförmigen Grenzsteine *(Kudurru)* waren Phalli. Oft stehen auf ihnen lange Verwünschungen aufgeschrieben (Alfred Jeremias: Handbuch, S. 118 ff.). Ähnlichen Charakters waren wohl auch die ägyptischen Dedpfeiler (A. Moret: Mystères Égyptiens, Paris 1922, p. 16) und die bereits erwähnten indianischen Dorfpfähle.

Desgleichen kennen auch die afrikanischen Neger den apotropäischen Sinn des Steckens: „Der bastumbundene Stecken, der in Akwapim vor der Haustüre aufgesteckt wird, gilt als Schutz vor bösen Geistern oder als Träger der gegen Feinde gerichteten Verwünschungen (Frobenius: Allerlei aus Volks- und Menschenkunde, S. 54).

Bei den Melanesiern gibt es nach R. H. Codrington (The Melanesians, p. 174) ebenfalls heilige Haustorpfähle (siehe James Hastings: Encyclopaedia, Vol. 10, p. 96).

Die südamerikanischen Indianer erzählen, in alten Zeiten hätten die Hauspfosten menschliche Sprache gesprochen. Ein Mann, der entfliehen wollte, mußte zuerst den Hauspfosten beauftragen, ihn nicht zu verraten (siehe Th. Koch-Grünberg: Indianermärchen aus Südamerika, S. 24 f.). Das russische Märchen berichtet vom Speichel eines flüchtenden Mädchens, der von der Türschwelle aus an Stelle der Flüchtigen antwortete (Božena Němcová: Märchen; Šurina pan král a Otolienka). Desgleichen spricht der Speichel an Stelle eines Flüchtlings in einem anderen Indianermärchen (siehe bei Koch-Grünberg, S. 36). Speichel ist aber, wie aus der Psychoanalyse bekannt (siehe die Arbeiten von Abraham und Ferenczi in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. IV, S, 71 f. und Bd. IX, S. 67) — ein Spermasymbol. Wenn wir nun in Betracht ziehen, daß das Haus und die Tür — wie wir noch zeigen werden — (auch im Judentum) ein Symbol des weiblichen Genitales ist, so erscheint wohl der Schluß berechtigt, daß in den indianischen und slawischen Märchen vom von der Türe aus sprechenden Speichel Rudimente bzw. Elemente desselben Motivs vorliegen, das das im mittelalterlichen Europa so sehr beliebte Zotenmärchen

1) Die Untersuchung der phallischen Bedeutung des Stabes, die übrigens von E. v. Sydow (Primitive Kunst und Psychoanalyse) zur Genüge gezeigt wurde, sei einer anderen Arbeit vorbehalten. Siehe auch bei Géza Róheim: Mondmythologie. Imago XIII, S. 504 f.

„Von der sprechenden Fotze" unentstellt wiedergibt (siehe Ed. Fuchs: Ergänzungsbände zur Sittengeschichte).

Die kultische Bedeutung des Querbalkens wird aus der Sitte ersichtlich, nach der die Israeliten den Querbalken ebenso wie die beiden Türpfosten mit Blut eines geschlachteten Opfertieres bestrichen, um die Häuser vor dem Betreten des Dämons *(Mašḥith)* zu schützen (Ex. 12, 21—30). Der Sinn dieses bis jetzt in Palästina gehandhabten Brauches ist nach Feststellung der Vaginabedeutung der Tür klar: Der Dämon empfindet vor dem „Betreten" des mit Blut bestrichenen Hauses — das hebräische Verbum *ba*, kommen, betreten, bedeutet auch begatten (z. B. Gen. 29, 21 b; 35, 16 b, 18 b u. a.) — denselben Abscheu, wie der Primitive vor dem Verkehr mit der Frau in der Menstruationszeit (über das biblische Verbot des Geschlechtsverkehrs mit einer Menstruierenden vgl. Leviticus 15, 19—33; 18, 19; 20, 18). Das Blut hat hier also ähnliche apotropäische Bedeutung wie der drohende Phallus (= Stab) an dem Eingang und wie die Mezuzzah.

Daß die phallischen Symbole mit besonderer Vorliebe vor das Tor gesetzt wurden — also nicht z. B. an die Front des Hauses oder sonstwo, wie es bei manchen Indianerstämmen der Fall ist, erscheint jetzt als recht sinnvoll, denn die Türe bedeutet im Unbewußten das weibliche Genitale. Der Talmud kennzeichnet den allzu stürmischen Beischlaf durch folgende Ausdrucksweise: „Du hast Tür und Riegel ausgerissen" (Kethuboth 10 a). — Ein Bräutigam, der in der Brautnacht findet, daß seine Braut keine Jungfrau mehr ist, erhebt seine Klage gegen sie mit den Worten: „Eine offene Tür habe ich gefunden" (ibid.).

Die Stabmezuzzah an der Tür würde demzufolge den geschlechtlichen Akt symbolisieren: den Phallus in der Vagina. Bei der ihres Stabes verlustigen, „kastrierten" Rollenmezuzzah hat die Entstellung des ursprünglichen Sinnes weitere Fortschritte gemacht. Will man den Mut haben, diese „kastrierende" Entstellung wirklich als Verweiblichung des phallischen Symbols aufzufassen, so findet man ethnologisches Material, das diesen Gedanken stützen könnte:

Der Wandel von einem rein männlichen, phallischen Emblem zu einem Weiblichkeitssymbol durch Kastrierung ist nämlich durchaus kein vereinzelter Fall in der Religionsgeschichte. Wir begegnen Ähnlichem in den Mysterien des Kybelekults (Lucian: „De Dea Syria"), wo der Myste nach einer Selbstkastrierung Frauentracht anlegt, um sich dann als Hierodul einer passiven sakralen Päderastie hinzugeben (Apulejus: Metamorphoses, LVIII). Auch bei den indianischen Mujerados werden ursprünglich starke Männer von ihren Stammesgenossen entmannt und in Frauenkleider gekleidet, um

als kultische Lustknaben verwendet zu werden (O. Stoll: Geschlechtsleben in der Völkerpsychologie, S. 142). Vom ähnlichen Verhalten der indischen Kastraten berichtet Kama Sutra (Kap. IX, Auparištaka). Ähnliches ist auch bereits aus der vorgeschichtlichen Zeit zu verzeichnen. So wurde auf der Insel Marajó (in der Mündung des Amazonenstromes) ein prähistorisches Tonobjekt gefunden, das einen weiblichen Rumpf darstellt, obzwar es selbst phallomorph ist (Stoll, S. 801 f., Fig. 61). Hieher gehören auch die bekannten Priaposstatuen in asiatischer Frauenkleidung. Eine Analogie bietet schließlich auch die jüdische Gesetzesrolle, deren phallische Stabgestalt in ein Frauenkleid *(= Matpaḥath)* gehüllt wird.

Für die geschichtliche Deutung dieses Phänomens liegt folgende Möglichkeit auf der Hand: Die Phallusverehrung hat ein Janusgesicht. Einerseits ist sie auf die hohe Einschätzung des eigenen Phallus zurückzuführen, anderseits auf die Scheu vor dem väterlichen Phallus, die die apotropäische Funktion des Phallus und im erweiterten Sinne der Nacktheit überhaupt zum Teile motiviert (eine andere Erklärung der „Nacktheit als Schreckmittel" siehe bei Ferenczi (Bausteine zur Psychoanalyse, II. Bd., S. 222—226. Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1927).

Es scheint somit möglich zu sein, daß mit der Verdrängung der auch im israelitisch-jüdischen Kulturkreise nachweisbaren gynäkokratischen Idee, in deren Epoche die Phallusverehrung ihre Blütezeit gehabt haben dürfte, der Phalluskult zugunsten einer Weiblichkeitsverehrung (die Frauentracht des Priapos u. ä.) umgestaltet wurde, wobei der kastrierte Phallus bloß seine magische abschreckende Gewalt beibehielt. Das Frauengeschlecht blieb allerdings auch in späteren Zeiten der Verehrung des Phallus treu (vgl. Plutarch: De Iside et Osiride, 36; Herodot: Historiae, II, 48).

Neben den Mezuzzoth und den Querbalken waren es auch die Türschwellen, die im altsemitischen Kulturkreis eine kultische Bedeutung hatten. Denn die Gottheit scheint nicht allein an den Mezuzzoth, Manzazu, Obelisken usw. geruht zu haben, sondern mitunter auch auf den heiligen Türschwellen. So ist beispielsweise bei dem Propheten Jeḥezkiël der Gott Israels als auf der Tempelschwelle lagernd zu finden (Ez. 9, 3; 10, 4, 18): Der Fürst soll sich vor der Tempelschwelle ehrerbietigst verbeugen (ibid. 46, 2). Hingegen erscheint dem Propheten Ṣephaniah die Verehrung der heiligen Tempelschwelle, auf die das Volk nicht zu treten pflegte, als eine verwerfliche heidnische Sitte. Er bedroht jeden, der die Tempelschwelle verehrungsvoll überspringt, mit schweren Strafen (Zeph. 1, 9). — Der Stamm des Wortes *miftan*, Schwelle, ist: *ftn*. Im Hebräischen bedeutet dieser Stamm auch eine

Giftschlange: *pethen.* (Die Schlange als Phallussymbol ist bekannt.) Im Arabischen bedeutet das Verbum *fatana* (desselben Stammes) verführen, verlocken, verliebt machen.

Auch den alten Philistern war die Tempelschwelle heilig; sie durfte mit den Füßen nicht berührt werden (I. Sam. 5, 4—5). Bezeichnend ist die volkstümliche Erklärung, die im alten Israel dieser Philistersitte gegeben wurde (ibid.). Es heißt nämlich, daß einst die abgeschlagenen Glieder des philisträischen Fischgottes Dagon auf der Tempelschwelle gefunden wurden. (Auch der Fisch ist ein Phallussymbol.) Diese altisraelitische Erklärung ist daher offenbar proisraelitisch tendenziös gefärbt und beabsichtigt, die Gottheit der feindlichen Philister durch die angedeutete Kastration in ihrer Würde herabzusetzen. Sie zeigt uns aber gleichzeitig mit aller Deutlichkeit die Bedeutung der Tempelschwelle bei den alten Israeliten selbst.

Der Umstand, daß unter die Schwelle Kinder als Bauopfer gelegt wurden, wie aus Ausgrabungen ersichtlich (vgl. auch I. Regum 16, 34), zeigt den Uteruscharakter des Hauseinganges (vgl. Hans Zulliger: Bestattungsgebräuche, S. 39 ff.). Desgleichen die etruskische Sitte, an dem Türpfosten des Grabes das weibliche Spurium abzubilden (Bachofen, Bd. I, S. 325).

Wir finden ferner, daß selbst die Verehrung, die der Mezuzzah sonst allgemein gezollt wurde, von den Propheten mitunter als etwas Heidnisches angesehen und perhorresziert wird. Eine solche Stelle befindet sich in dem Buche Jesajas (Jes. 57, 8): „Du stellst dein Denkmal hinter der Tür und der Mezuzzah . . .“, als Vorwurf gegen die Israeliten gemeint. Im ähnlichen Sinne versteht auch Hastings den Bibelvers (Jes. 57, 8): „Eine Hand sahest du . . .“ Unter dieser Hand sei offenbar der Phallus oder sein Symbol zu verstehen, wie ihn die alten Phönizier — nach Hastings Meinung — an den Türpfosten zu befestigen pflegten.

Nun darf auch der dunkle Jesajasvers (6, 4) im ähnlichen Sinne gedeutet werden: „Da erbebten die Zapfen der Türschwellen . . .“ Denn auch unter diesen „Zapfen“ sind offenbar Phalli zu verstehen. Bemerkenswert ist, daß der gebrauchte Ausdruck *ammoth* (Sing. *ammah*, ein Zapfen) im Hebräischen auch Penis und ferner ein Längenmaß bedeutet. Ähnlich hatte das englische Wort *yard*, das als Bezeichnung für ein Längenmaß verwendet wird, ehemals zwei andere geläufige Bedeutungen: *a)* ein Stab und *b)* der Phallus. In letzterem Sinne wird es von englischen Seeleuten noch heute gebraucht (Ernest Jones: Die Theorie der Symbolik. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse, Bd. V, S. 257).

Auch bei der Niederschrift des Textes der jüdischen Mezuzzahrolle scheint man einst erotische Embleme durch die Formierung der Zeilengruppen dargestellt zu haben. So heißt es im Talmud (Menaḥoth 31 b): „Es sagte Rabbi Joḥanan: Eine Mezuzzah, die man gemacht hat zu zwei, zu drei, zu einem Wort (pro Zeile) hat Geltung, allein, wenn man sie nicht wie einen Bauch (oder Zelt) gemacht (d. h. geschrieben) hat, allein, wenn man sie nicht wie einen Schwanz gemacht hat.“ Wir haben hier bei unserer wörtlichen Wiedergabe dieses Talmudspruches denselben bereits dadurch dem Verständnis näher gebracht, indem wir oben nach „zu einem Wort“ die Worte „pro Zeile“ eingeschaltet haben. Zur näheren Erklärung sei noch der traditionstreue Talmudkommentar „Raši“ herangezogen: „Wie ein Bauch, d. h. wenn die erste Zeile aus einem, die zweite aus zwei, die dritte Zeile aus drei Wörtern usw. besteht; wie ein Schwanz, d. h. wenn umgekehrt die erste Zeile x Wörter zählt, die zweite x — 1, die dritte Zeile x — 2 usw.“ (siehe Rašikommentar zur Stelle). — „Als Bauch“ würden also diese Buchstaben derart geordnet sein, daß sie ein auf der Hypotenuse stehendes Dreieck bilden, als „Schwanz“ ein auf der Spitze stehendes. In beiden Fällen ist sowohl die Ausdrucksweise auffallend — das hier gebrauchte Wort *ḳubbah* hat drei Bedeutungen: Bauch, Zelt, Freudenhaus — als auch das Verbot selbst. R. Joḥanan hat ja ausdrücklich jede beliebige Unregelmäßigkeit bei dem Niederschreiben des Mezuzzahtextes für statthaft erklärt, nur gerade die „Bauch-“ und „Schwanz“form sind verboten.

Wir können also zusammenfassen, daß die unansehnliche Pergamentrolle an dem Türpfosten, geheiligt durch die in ihr aufgezeichneten Bibelverse, ursprünglich als Ersatz des ehedem gebrauchten phallischen Emblems bzw. als eine Opposition gegen dieses aufzufassen ist, der aber bis in die ältere Talmudzeit noch einzelne Züge seines anstößigen Vorgängers beibehielt. Allerdings ist es infolge des langen, intensiven Verdrängungsprozesses nur recht wenig, was vom ursprünglichen phallischen Charakter übrig blieb: Die apotropäische Kraft, wie sie die römischen Priaposinschriften, die babylonischen Kudurrugrenzsteine, die afrikanischen und indianischen Totemstäbe und Phalli am Eingang der Wohnstätten hatten, — und ihre längliche Form.

Der etwaige Einwand, daß die Mezuzzah ihre besondere apotropäische Bedeutung kraft der heiligen Bibelverse besitzt, die sie enthält, wäre unbegründet. Erstens enthält der Inhalt der Mezuzzahverse kein Wort von einem Schutz, durch welches die Schutzkraft, die der gesamten Thora beigemessen wird, speziell in diesen Versen konzentriert wäre. Und zweitens spricht das gesamte von uns hier gesammelte Material für eine andere Herkunft der

Schutzkraft. Es ist eher umgekehrt: Die Verse haben deshalb besondere apotropäische Kraft, weil sie auf die Mezuzzahrolle aufgeschrieben werden.

Die Besprechung der eingangs erwähnten Keuschheitsvorschriften, die in einem Raum, in welchem die Mezuzzah aufgeschlagen ist, zu befolgen sind, wollen wir uns einer anderen Gelegenheit vorbehalten. An dieser Stelle sei bloß auf die Möglichkeit hingewiesen, daß sie desselben Ursprungs sein könnten wie die apotropäische Gewalt der Mezuzzah: Der drohende Vaterphallus mobilisiert die Kastrationsangst und verhindert dadurch die sexuelle Betätigung.

Über das Verhältnis von Raum und Zeit zur Traumarbeit

Vortrag in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft am 3. Mai 1927

Von

Emil Simonson

Berlin-Halensee

Was ich Ihnen hier vortragen will, ist ein nach den Bedürfnissen psychoanalytischer Fragestellung bearbeiteter Ausschnitt aus einer umfassenderen Arbeit, die zum Ziele hat, eine Grenzberichtigung erkenntnistheoretischer Möglichkeiten zu versuchen, die infolge neuer wissenschaftlicher Ergebnisse des letzten Menschenalters nötig geworden ist. Ich nenne insbesondere die Wandlungen in der Denk- und Forschungsweise der theoretischen und kosmischen Physik, ferner die Relativitätstheorie, Freuds Tiefenpsychologie und Schleichs phylogenetisch fundierte Psychophysik.

Wenn heute ein Psychoanalytiker einen neuen Gedanken in unserer Wissenschaft bringen zu können glaubt, so wird er vorsichtigerweise erst nachforschen, ob dieser Gedanke nicht in den Schriften Freuds zumindest bereits angedeutet ist. Dementsprechend finde ich in „Jenseits des Lustprinzips" *(1)* die folgenden Sätze: „Ich gestatte mir, an dieser Stelle ein Thema flüchtig zu berühren, welches die gründlichste Behandlung verdienen würde. Der Kantsche Satz, daß Zeit und Raum notwendige Formen unseres Denkens sind, kann heute infolge gewisser psychoanalytischer Erkenntnisse einer Diskussion unterzogen werden. Wir haben erfahren, daß die unbewußten Seelenvorgänge an sich ‚zeitlos' sind. Das heißt zunächst, daß sie nicht zeitlich geordnet werden, daß die Zeit nichts an ihnen verändert, daß man die Zeitvorstellung nicht an sie heranbringen kann. Es sind dies negative Charaktere, die man sich nur durch Vergleichung mit

den bewußten seelischen Prozessen deutlich machen kann. Unsere abstrakte Zeitvorstellung scheint vielmehr durchaus von der Arbeitsweise des Systems *W-Bw* herangeholt zu sein und einer Selbstwahrnehmung derselben zu entsprechen. Bei dieser Funktionsweise des Systems dürfte ein anderer Weg des Reizschutzes beschritten werden. Ich weiß, daß diese Behauptungen sehr dunkel klingen, muß mich aber auf solche Andeutungen beschränken." — Der hier angedeutete Gedanke ist bereits von verschiedenen Ausgangspunkten her berührt worden. Herbert Spencer *(2)* kommt im Verlauf seiner psychologischen Analysen zu dem Ergebnis, „daß die subjektive Auffassung von Raum nur durch Ansammlung und innige Verknüpfung der Erfahrungen vom Raume in objektiver Auffassung abgeleitet worden ist". (Bd. II, S. 180.) — „... und wenn es nun gewisse äußere Beziehungen gibt, die jeder Organismus in jedem Augenblick seines wachenden Lebens erfährt, — Beziehungen, die absolut konstant und universell sind, — so müssen sich notwendigerweise entsprechende innere Beziehungen ausbilden, die ebenso absolut konstant und ebenso absolut universell sind. Solche Beziehungen haben wir in denen von Raum und Zeit vor uns". (Bd. I, S. 488.) — Von einer anderen Seite her ist Einstein zu derselben Ablehnung der apriorischen Begriffe Kants, insbesondere des Raum-Zeit-Begriffes, gekommen, Gedankengänge, die im Rahmen unserer Aufgabe hier nur eben gestreift werden können. In einer Auseinandersetzung mit den Neukantianern *(3)* führt Einstein aus, Kants System der apriorischen Begriffe und Normen sei nur so lange zu verteidigen gewesen, wie die spätere Naturwissenschaft in ihrem für erwiesen gehaltenen Bestande nicht gegen jene Normen verstoßen habe. Dieser Fall sei aber jetzt mit der Relativitätstheorie unbestreitbar eingetreten. Wenn man nicht behaupten wolle, daß die Relativitätstheorie der Vernunft widerstreite, könne man an Kants System der apriorischen Begriffe nicht festhalten.

Von Psychoanalytikern haben bisher, soweit mir die Literatur gegenwärtig ist, Spielrein *(15)*, Stegmann *(16)* und Fenichel *(17)* zu dieser Anregung Freuds Stellung genommen. Spielrein beschränkt sich mehr auf die ontogenetische Entwicklung beim kleinen Kinde, doch kommen wir später noch auf die Frage zurück, ob nicht die Entfaltung dieser Vorstellungen beim Kinde als Wiederholung eines entwicklungsgeschichtlich bereits festgelegten Mechanismus anzusehen ist. — Auch für Stegmann steht es unter Bezugnahme auf Fenichel fest, daß das Unbewußte der Empirie angehört. Fenichel hält aber die Kantsche Anschauung fest, daß wir nur deswegen die Natur der Dinge nicht erkennen können, weil weder

Raum noch Zeit, weder Kausalität noch Finalität der Natur der Dinge anhaften, wir vielmehr in aprioristischen, von der Erfahrung unabhängigen Formen denken.

Von einem vierten Ausgangspunkte her kommen meine Ihnen hier vorzutragenden Überlegungen ebenfalls zu einer Ablehnung der Apriorität des Raum- und Zeitbegriffes, soweit dadurch ihre Unwandelbarkeit bedingt wäre, und treffen mit Freuds Annahme zusammen, daß unsere abstrakte Zeitvorstellung durchaus von der Arbeitsweise des Systems *W-Bw*, mit anderen Worten von der Erfahrung hergeholt zu sein scheint.

Wenn unser Thema auch nur von Raum und Zeit in der Traumarbeit spricht, so sind wir doch genötigt, vorher auf die Gesamtstellung der Raum-Zeit-Begriffe in Psychologie und Erkenntnistheorie mit tunlichster Kürze einzugehen, wie sie sich aus dem von mir unternommenen Versuch, auf der Grundlage der Schleichschen phylogenetischen Psychophysik weiterzubauen, ergibt.

Schleich *(4, 5)* geht von der Irritabilität als der ersten Lebenserscheinung aus. Sehr bald setzten Differenzierungsvorgänge mit dem Ziele der Arbeitsteilung ein, deren Entwicklung bis jetzt noch nicht abgeschlossen ist und es niemals sein wird. Hier erinnern wir uns, daß in „Jenseits des Lustprinzips" auch Freud diese Differenzierung und Arbeitsteilung schon für das reizempfindliche Urbläschen zum Zwecke des Reizschutzes postuliert, ebenso an späterer Stelle den Verzicht einzelner Zellen und ganzer Organismen auf narzißtische Selbsterhaltung im Dienste der Gesamtorganisation als Differenzierungsvorgänge hervorhebt. — Die augenblicklich am weitesten fortgeschrittene Differenzierung, sagt Schleich weiter, spielt sich erkennbar ab in den Ganglienschichten des obersten Teiles der Hirnrinde, in den Sphären des Bewußtseins. Wiederum erinnern wir uns, daß auch Freuds dynamisches Schema das System *W-Bw* an die Grenze der Außenwelt verlegt. Dieses unser Bewußtsein, sagt Schleich, ist aber nicht die definitive Krönung des Baues, sondern es ist nur ein Übergang zu anderen Bewußtseinsformen und -phänomenen. Alles, was jetzt instinktiv, unbewußt, automatisch vor sich geht, war früher bewußter Vorgang. In jeder Entwicklungsepoche machte immer die jedesmalige letzte Reihe der vorgeschobenen, jüngst entwickelten nervösen Ganglien zum Zwecke der Orientierung in der Außenwelt die ganze Bewußtseinssphäre aus. Auch das, was wir jetzt Bewußtsein nennen, ist nichts als der in der Entwicklung am weitesten vorgeschobene, in Differenzierung begriffene Teil des nervösen Apparates überhaupt. Er hat naturgemäß seinen wurzelartigen Anschluß an alle rück-

wärts gelegenen, mehr oder weniger unbewußten Mechanismen der Psyche behalten, aber alles ist in fortlaufender Bildung, in immer tätiger Organisation auf neue Außenreize reagierend begriffen. Hier müssen Systemregulierungen Platz greifen, hier müssen neue Bahnen induziert werden, hier muß das einmal Gewonnene, das definitiv Erfahrene, das Zweckmäßigere durch Hemmungen bewahrt und die eingeschleiften Bahnen vor Entgleisungen und Seitensprüngen gesichert werden. Dieser Teil unserer Seele ist ihre schwächste, empfindlichste, irrtumsreichste, unsicherste, weil jüngste Stätte der Evolution. Das Unbewußte, zweckmäßig Gewordene kann sich nicht irren, es arbeitet mit automatischer Sicherheit. Aber auch hier im Unbewußten war einst dieselbe Unsicherheit in der Deutung der Außenweltswirkungen, wie sie noch heute in den obersten Schichten der Menschenhirne herrscht, auch hier mußte die Menschheit in ihren Kindheitsjahren sehen, fühlen, riechen lernen.

Die hier vorgetragenen Vorstellungen Schleichs sind bei mehreren Vorgängern bereits angedeutet. Schon Herbert Spencer *(2)* hat ausgeführt, der geistige Prozeß verrate eine Unvollkommenheit der zerebralen Organisation, er weise auf eine neue, ungewohnte Tätigkeit hin, die keinen vorbereiteten Mechanismus finde. Die aktiven Vibrationen gehen nach ihm unbewußt vor sich bis zu dem Augenblick, wo sie auf Zentralelemente treffen, welche ihrer weiteren Übertragung einen Widerstand entgegensetzen. In diesem Augenblicke und unter diesen Bedingungen werden sie bewußt. Der bewußte Prozeß sei im Grunde eine Übergangsstufe von einer niederen Gehirnorganisation zu einer höheren, er bezeichne die Neuheit, die Ungewißheit, das tastende Zögern, einen Mangel an Schnelligkeit und Genauigkeit in der Übertragung, die Nervenwege seien nicht genügend gebahnt, um dem Reize den Durchgang ohne Aufenthalt zu gestatten. Gedächtnis, Vernunft und Wille verschwinden gleichzeitg in dem Maße, als die psychischen Veränderungen automatisch werden. — Allerdings scheint Spencer bei diesen Ausführungen nur an die ontogenetische Entwicklung zu denken. Alexander Herzen *(6)*, der sich diesen Gedanken anschließt, gibt ihnen die Prägung: „Das Bewußtsein begleitet immer und notwendig die Urbarmachung des Hirnterrains, während es das übrige ignoriert, außer es wäre eine neue Kombination zu bilden." Dagegen erwägt Du Bois-Reymond in einer seiner akademischen Reden schon 1881 *(7)* das Für und Wider der Möglichkeit, der Übung eine Bedeutung für die Phylogenie zuzuschreiben.

Schleich bemüht sich nicht ohne Erfolg, sein Hypothesenfachwerk mit den Bausteinen und dem Mörtel gesicherter morphologischer und histo-

logischer Tatsachen auszufüllen und zu untermauern, und zwar, indem er die entwicklungsgeschichtliche Auffassung von einer allmählichen Biogenese auch unserer Zentralapparate auf den Nachweis formativer Erkennungsmerkmale einzelner Phasen der Entwicklung auch im Bau des Gehirns und seiner Teile einschließlich des Rückenmarks stützt.

Entsprechend der Evolutionstheorie ist auch der Mensch ein Zellstaat, in welchem die einzelnen, zu seiner Lebensäußerung, Erhaltung und Fortpflanzung zweckdienlichen Organe gebildet sind durch Differenzierung und Teilung ursprünglich einheitlicher Zellindividuen. Dieser Differenzierungsvorgang, diese Entwicklung ist, wie schon oben von der funktionellen Seite her gesagt, auch jetzt nicht abgeschlossen, sie wird es niemals sein. Es sind deutliche Anzeichen vorhanden, daß unser Bewußtsein nur einen Übergang zu anderen Bewußtseinsformen und -Phänomenen darstellt. Die anatomisch-histologische Begründung dieser Annahme bilden Untersuchungen von Golgi, Ramon y Cajal, Waldeyer, Köllicker und Andriezen. Hiernach vermögen wir in unserer grauen Hirnrinde vier Schichten zu analysieren. In der periphersten Schicht weisen die Ganglienzellen höchst unregelmäßige Zeichnung auf, die einzelnen Zellindividuen zeigen eine auffällige Analogie zu den Urformen des Lebens, den amöboiden Leibern mit uni- und multipolaren Protoplasmafortsätzen. Hier erscheint kein Typus, keine Konformität wie in den tieferen Schichten der Rinde, sondern hier findet sich eine Rückkehr zu einfachen Grundformen des Lebens, welche eben den Gedanken an eine entwicklungsgeschichtliche Differenzierung gerade an dieser Stelle nahelegt. An diesen Zellen wird es schwer, hier und da einen Achsenzylinderfortsatz, den eigentlichen Leitungsdraht, von anderen Protoplasmafäden zu unterscheiden. Die Ganglienzellen der zweiten Schicht haben schon einen viel ausgesprocheneren Charakter; sie sind pyramidenartig gestaltet, ihre Fortsätze sind schärfer gezeichnet, der Achsenzylinderfortsatz ist viel deutlicher als Einheit und Sonderheit gegenüber den Protoplasmafortsätzen zu erkennen, man sieht bereits eine Gleichrichtung zu ihrer Stellung, eine gewisse, wenn auch nur in der Gesamtheit erkennbare Gleichmäßigkeit. Diese gleichartige Lagerung wird noch deutlicher in der dritten Schicht, deren Zellen auch größer sind. Die Achsenzylinder beider Schichten gehen zum Teil abwärts in die Tiefe, ihre baumförmigen Verzweigungen aber reichen aufwärts bis in die höchste Zellschicht. Die Zellen der vierten Schicht sind kleiner, mit einem reichen Netz baumförmiger Fasern und mit deutlichen, in allen Richtungen verlaufenden Achsenzylindern. Diese Achsenzylinder haben das Eigentümliche

einer sehr scharfen Zeichnung und lösen sich vor allem sehr bald nach ihrem Verlauf in ein ungeheuer feines und nach vielen Seiten verfolgbares Netz von Fasern auf, ein Verhalten, welches sie deutlich als organisierteres Gebilde vor den Zellen, namentlich der obersten Schicht, kennzeichnet.

Analog diesem histologischen Bilde geht eine Betrachtung des ganzen Gehirns und des makroskopischen Vergleichs seiner einzelnen Teile. Das Großhirn bietet den Anblick eines Gesichtes mit wenig Ausdruck. Der schwer verfolgbaren, mit dem Auge unsicher erfaßbaren, wulstartigen Gestalt des Großhirns stehen die knolligen, schärfer ausgeprägten und leicht sich charakterisierenden Formen des Mittelkleinhirns und Rückenmarks gegenüber. Hier ein unsicheres Gewirre von darmschlingenartigen Windungen, deren genaue Beschreibung der sichersten Feder des Anatomen spottet, ein labyrinthisches Ineinandergeschobensein, gleichsam wie zufällig abgeknickter und eingebogener Schläuche, dort eine Genauigkeit der Form, für welche in dem ganzen organischen Reiche zahlreiche, sehr treffende, bisweilen obszöne Vergleichsgestaltungen sich geradezu aufdrängen. Da sind Schmetterlingsformen, Wurmzeichnungen, Baumumrisse, Schenkel, Geschlechtsteile vorhanden, und mehr im innern der Substanz Haube, Pyramide, Streifen, schwarze Substanzen, Vierhügel, Linsenkerne, Kreuzungen. Mit Leichtigkeit gibt der Stift des Zeichners die ausgeprägten Formen wieder, während ein durchaus sicheres Bild des Großhirns eben dieser Unsicherheit der Umrisse wegen nur der schärfste Blick vermitteln mag. — Diesem Unterschied entspricht die verhältnismäßige Weichheit, Zartheit, gelatineartige Beschaffenheit der Substanz, während die festere Form der anderen Teile durch eine größere Derbheit und Härte des Baumaterials bedingt ist. Das spricht für die Anschauung, daß hier etwas noch nicht so Fertiges wie jenes Feste schon in der Gestalt des Großhirns vorliegt. Schleich zieht zum Vergleich zahlreiche ähnliche Vorgänge auch sonst im Körper heran. Der weichen, in der Zeichnung unsicheren Form der Milz, des Knochenmarks, der Lymphdrüsen mit dem wenig ausgesprochenen inneren Bau, und am meisten des Blutes entspricht ein physiologisch immer erneuter Wandel und Wechsel der Elemente. Er folgert daraus: Je fester ein Gewebe ist, um so klarer gereift, um so sicherer ausgeprägt, um so weniger wandlungsfähig erscheint uns auch sein inneres Gefüge und sein physiologischer Anteil an der allgemeinen Arbeitsteilung des Organismus. Dieser makroskopische und mikroskopische Parallelismus legt die Auffassung einer allmählichen entwicklungsgeschichtlichen Differenzierung von der Medulla oblongata her über das Kleinhirn und Mittelhirn

bis zur Hirnrinde nahe. Die Schlußfolgerung zitiere ich wörtlich: „Diese Tatsache, daß die Anordnung, Gruppierung der Teile mit ihrer mehr typischen Regelmäßigkeit und Symmetrie in der Medulla oblongata aufwärts zur Großhirnrinde in den gangliösen Partien immer weniger deutlich wird, um in den obersten Hirngraulagern völlig regellos, atypisch und polymorph zu werden, ist für uns der Ausdruck eines entwicklungsgeschichtlichen Faktums von weittragender Bedeutung. Wir lesen daraus, daß der Übergang von automatischer Koordination der nervösen Funktionen bis in die Sphäre der Sinneswahrnehmungen und jene der apperzeptiven psychischen Vorgänge ein allmählicher ist, daß also die instinktiven Fähigkeiten des Menschen in die bewußten Empfindungen hinüberreichen, und daß ein prinzipieller Gegensatz zwischen Bewußtem und Unbewußtem nicht existiert, daß aus den erworbenen, instinktiven und automatischen Fähigkeiten durch immer fortschreitende Differenzierung an der entwicklungsgeschichtlichen Peripherie des nervösen Zentralapparates sich die Bewußtseinsvermittlung herausgebildet hat. Dieser Vorgang kommt niemals zum Stillstand; auch für das Bewußtsein dieser Menschheitsepoche ist es denkbar, ja wahrscheinlich, daß sich sein Problemleben zur instinktiven Regulation aller augenblicklichen Daseinspostulate umbildet, daß das, was heute zweifelhaft, strittig, unsicher, ungewiß ist (die Probleme der Ethik, Religion, Kunst, Politik), dereinst ihre instinktive Lösung, wie beispielsweise das sozialpolitische Problem bei den Termiten gelöst erscheint, finden werden."

An dieser Stelle setzen meine Überlegungen ein. Als augenblicklichen Inhalt unseres gegenwärtigen Problemlebens nennt Schleich die Probleme der Ethik, Religion, Kunst, Politik, der sozialen Gemeinschaft. Diese Aufzählung ist selbstverständlich nicht erschöpfend. Ich möchte nun unter den Problemen, mit deren Gestaltung und Abgrenzung der Menschengeist noch ringt, hier die Begriffe des Raumes und der Zeit hervorheben. Sie sind ja ein Hauptproblem, ja man kann ruhig sagen, das Problem, auf das alles erkenntnistheoretische Denken irgendwie hinausläuft. Seit Jahrtausenden gehört es zu jenen Fragen: „Worüber schon manche Häupter gegrübelt, Häupter in Hieroglyphenmützen, Häupter im Turban und schwarzen Barett, Perückenhäupter und tausend andere arme, schwitzende Menschenhäupter." Eine noch heute so peinvoll empfundene Frage ist selbstverstänlich noch nicht in den Hafen instinktiver Regulation eingelaufen. Seit Kant, der Raum und Zeit nur als Projektion des Ich gelten ließ, sind die Berkeleyschen Subjektivisten, die heutigen Psychomonisten und Solipsisten auf noch radikaleren

Bahnen noch nicht weitergekommen. Wenn Vorpostengehirne[1] wie Riemann, Minkowski, Einstein mit neuen seelischen Pseudopodien in das Dunkel des Problems eine Spanne weit hinaustasten, so zeigt das alles, daß die Menschheit noch lange mit diesem Problem ringen wird, ehe es das Nirvana instinktiver Regelung erreicht. Denn auch die Vorstellung der Welt als in sich gekrümmte vierdimensionale Raum-Zeit-Mannigfaltigkeit kann nur eine temporäre Erkenntnis sein, vielleicht für lange Zeit ausreichend, aber letzten Endes doch nur temporär gültig. Unterstellen wir einmal frei nach Schiller: „Mit der Mathematik steht die Natur im ewigen Bunde, was die eine verspricht, leistet die andere gewiß."

Geben wir ferner zu: Es wird eine Epoche kommen, in der die Zeit als völlig gleichberechtigte und vertauschbare vierte Dimension des Raumes der menschlichen Vorstellung so geläufig sein wird, wie schon heute etwa die ja auch erst erworbene Erkenntnis, daß unsere Antipoden nicht mit dem Kopf nach unten hängen, obwohl die Erde eine Kugel ist. Aber die Mathematiker lehren uns, daß ebenso wie die bereits jetzt fertig durchgearbeitete Mathematik der vierten Dimension auch eine solche der fünften, sechsten, n-ten Dimension denkbar und möglich ist. Unterstellen wir weiter, daß die Entwicklung unserer Raum-Zeit-Anschauung dieser mathematischen Leitschiene parallel gehen wird. Ein neuer Minkowski, ein neuer Einstein werden nach Äonen der zukünftigen Menschheit die Erkenntnis einhämmern, die von ihr als „Zeit" empfundene Vorstellung sei nichts als die fünfte, völlig gleichberechtigte Dimension des vierdimensionalen Raumes. Denken wir uns diesen Vorgang in der phylogenetischen Entwicklung der Menschenhirne beliebig oft wiederholt. Was ist gewonnen? n ist niemals = unendlich! In unsere nicht mathematische Sprache übersetzt: Die Raum-Zeit-Vorstellung bleibt bis in alle Ewigkeit Inhalt des Problemlebens. Ich muß mich demnach hier korrigieren: Das Raum-Zeit-Problem wird, entgegen dem oben Gesagten, niemals das „Nirvana instinktiver Regelung" erreichen. Es wird immer, mögen wir Schleichs anatomisch-physiologische oder Freuds logisch-dynamische Lokalisation vor Augen haben, die demnach auf dasselbe hinauslaufen, als Inhalt des Problemlebens an der Grenze der Außenwelt in den zur jeweiligen Zeit periphersten Schichten der grauen Rinde seinen Sitz haben. Diese Schichten sind aber, wenn wir Schleich folgen, stets der entwicklungsgeschichtlich jüngste, noch am wenigsten widerstandsfähige, daher schonungsbedürftigste

1) Schleich bezeichnet als „Vorpostengehirne", was man sonst unter „Genie" versteht, und vermutet bei diesem eine neue periphere Zellschicht der grauen Rinde.

Teil der Großhirnrinde und bedürfen aus diesen Gründen der periodischen Ausschaltung durch den Schlaf. Das bereits automatisch arbeitende Herz, die Lungen, die Drüsen, sie brauchen keinen Schlaf, wohl aber unser schwankendes, irrtumreiches, in ständigem Ringen mit der Außenwelt begriffenes Problemleben.

Damit sind wir bei der Erkenntnis angelangt, die uns von der klinisch-induktiven Seite her die psychoanalytischen Erfahrungen bereits vermittelt haben: Im Schlaf und also auch im Traume sind die Raum- und Zeitvorstellungen ausgeschaltet, man kann, wie Freud es ausdrückt, „die Zeitvorstellung nicht an die unbewußten Seelenvorgänge heranbringen". Dasselbe muß auch für die Raumvorstellung gelten, denn auch sie ist, wie die Zeitvorstellung, durchaus noch problematisch, nichts Fertiges, auch ihre Lokalisation müssen wir daher in den obersten, der Außenwelt nächsten Ganglienschichten suchen, und das um so mehr, als alle Denker von Kant bis Einstein die beiden Probleme stets als zusammengehörig empfunden haben.[1] — Wo die psychoanalytische Erfahrung der Ausschaltung des Raumbegriffs im Traume im Gegensatz zum Zeitbegriff etwa zu widersprechen scheint, werden wir an späterer Stelle noch darauf einzugehen haben.

Ebenso wie im Traum zeigt sich auch in den Ermüdungs-, Inanitions- und toxischen Psychosen die Raum-Zeit-Vorstellung als vornehmlich schonungs-

1) Die Annahme, daß die Raumanschauung ebenso wie die Zeitanschauung in den periphersten Rindenschichten lokalisiert ist, steht nicht im Gegensatz zu der Vermutung, daß das Raumgefühl immerhin älter als das Zeitgefühl sein könnte. Man kann sich denken, daß schon der Amöbe durch ihre tastenden Pseudopodien etwas wie ein haptisches Raumgefühl vermittelt wird, während selbst bei höheren Tieren von Zeitgefühl kaum die Rede ist. Wenn etwa der Hund sich zur Essenszeit pünktlich im Eßzimmer einstellt, so wird dieses „Zeitgefühl" wohl in jedem Einzelfalle immer wieder von neuem durch einfache Assoziationen, wie Hunger, Gerüche und bekannte Geräusche aus der Küche vermittelt. — S. Spielrein *(15)* hat schon gesagt, zuerst werde uns der Raumbegriff vertraut, dann der Kausalitätsbegriff und erst zuletzt der Zeitbegriff. Daran hätte ich nur die Änderung des Wortes „Begriff" in „Anschauung" oder „Vorstellung" vorzuschlagen, worauf später noch eingegangen wird. Spielrein hat auch treffend darauf hingewiesen: Das Verschwundensein denkt sich, wie Freud gezeigt hat, das kleine Kind als räumliche Entfernung, „gestorben" wird im Traum durch „abgereist" ausgedrückt. „Es ist die Darstellung des Zeitlichen mittels des Räumlichen", wozu ich hinzufügen möchte: Vielleicht, weil die Raumvorstellung immerhin phylogenetisch älter ist als die Zeitvorstellung und entsprechend wohl auch ontogenetisch, wenn wir uns die Entwicklung des Kinderhirns nach der Geburt als Fortsetzung des biogenetischen Grundgesetzes vorstellen, so daß die Grundlagen für die Aufnahme der Raumerfahrungen früher als die für die Zeiterfahrungen bereit wären. Auch Ferenczi *(18)* sagt schon: „Entsprechend dem biogenetischen Grundgesetz wiederholt sich also in der psychischen Entwicklung des Einzelwesens der artgeschichtliche Entwicklungsmodus der Psyche überhaupt."

bedürftig und wird zuerst ausgeschaltet. Die akute Verworrenheit wird zwar jetzt hauptsächlich der Schizophrenie und dem Wahnsinn zugerechnet, aber auch heute noch erkennt die Psychiatrie sie auch als selbständiges Krankheitsbild an. Sie begegnet wohl dem ärztlichen Praktiker und Kliniker häufiger als dem Anstaltspsychiater, infolge des akuten Verlaufs, als Folgeerscheinung von Erschöpfungskrankheiten, wie Kindbettfieber, Typhus, Erysipel, wenn sie auch vielfach unter der Diagnose „Inanitionsdelirien" verkannt wird. Das Symptomenbild ist für unseren Zweck sehr charakteristisch. Besonders hervortretend ist die völlige Desorientiertheit in Raum und Zeit und die Bevorzugung von kriegerischen Bildern in den Delirien. Wie an einem klinischen Beispiel können wir das Bild der akuten Verworrenheit aus einer genialen Selbstbeobachtung von Hermann Hesse erkennen. In einem Feuilleton „Sommerschreck" *(8)* erzählt er mit dichterischer Anschaulichkeit sein Erlebnis. In der heißesten Hochsommerzeit machte er in Niederbayern eine mehrtägige Fußwanderung. Er schildert, wie in der Gluthitze Körper und Geist mehr und mehr ermatten, bis er nur noch mechanisch weiterschreitet, um einen bewaldeten, in der Ferne sichtbaren Hügel zu erreichen. Die in unserem Zusammenhang interessierenden Stücke zitiere ich wörtlich:

„Indessen meine Sinne ermattet schwiegen und das sommerliche Kornland um mich brannte, begann Erinnerung und Phantasie mit mir zu spielen. Deutlich und wirklich, wie lebhafte Träume, sah ich früher Erlebtes in sonderbaren Beleuchtungen wieder. Menschen, die ich vor acht Tagen kennengelernt hatte, gerieten dabei mitten unter die vertrauten Gestalten meiner Schülerzeit. Landschaften und Städte tauschen ihre Plätze, Züricher Freunde hörte ich Bayerisch reden." — „Mittlerweile brannte an dem gleichmäßig milchweiß bedunsteten Himmel die Sonne immerzu, als müßte heute alles schmelzen. Mehr und mehr fiel ich der Vorstellung zur Beute, ich marschiere gegen einen aus dem Verborgenen feuernden Feind, und ich fing an, neugierig zu werden, ob ich wohl durchkommen werde. — Ich hatte das Zeitgefühl verloren. — Ich ging weiter, weil ich mußte. Ich war ja verurteilt. Ja, man hatte mich verurteilt wegen Gotteslästerung. Hatte ich nicht Gott gelästert? Ich war dessen nicht gewiß, doch schien es mir wahrscheinlich. Es war mir etwas Grausiges passiert, ich wußte nicht mehr was, und da konnte es leicht geschehen sein, daß ich Gott lästerte. — Zögernd ging ich weiter, weil ich mußte. Mir fiel ein, daß ich wahrscheinlich doch nicht das begangen hatte, weswegen ich verurteilt war. Nein, warum hätte ich Gott lästern sollen? Ihn, den ich doch lieb hatte, von dem meine Mutter mir erzählt hatte, und von dem ich nur Gutes wußte. Freilich, ich hatte nicht mehr so recht an ihn geglaubt wie früher, an den freundlichen, weißbärtigen und oft etwas seltsamen Gott, der dem Abraham, da er Isaak schlachten wollte, jenen Hammel schickte. Aber ich kannte und liebte ihn trotzdem und hatte ihn nie

verspottet." — „Und jetzt das? Ich wollte ja nicht zurück, ich wollte ‚ihnen' nicht die Freude machen und feig sein und um Gnade bitten. Nein, nur das nicht! Aber war es nicht ungerecht, lächerlich ungerecht und scheußlich? Und wie weh es tat. Es tat weh, es tat kläglich weh, so durchs Feuer zu gehen. Vielleicht konnte ich Gott selber um Rettung bitten, ganz leise, ohne daß die andern es hörten? Ja, das war gut. Und ich sagte leise vor mich hin: ‚Gott — lieber Gott!' Aber es war zu spät, und die Flammen schlugen über mir zusammen."

Hier sehen wir im Verlaufe einer fortschreitenden Insolation das Bild einer akuten Verworrenheit mit kriegerischen und feindseligen Handlungen und vor allem mit Desorientiertheit in Raum und Zeit. Die bayerisch sprechenden Züricher, die Vermischung neuer Bekannter mit Gestalten der Jugendzeit, das Plätzevertauschen von Städten und Landschaften, alles das sind Vorgänge, die uns an die Traumarbeit erinnern. Wir finden also auch hier bestätigt, daß die Zeit- und Raumvorstellungen frühzeitig bis zur Ausschaltung ermüden und damit ihre Zugehörigkeit zu den entwicklungsgeschichtlich jüngsten und noch unfertigen Begriffen bekunden.

Aber nun stellt sich ein Bedenken ein: Wenn es uns mit diesen Darlegungen gelungen sein sollte, einen weiteren Wahrscheinlichkeitsbeweis zu liefern, daß den Raum- und Zeitbegriffen keine Apriorität zukommt, haben wir uns etwa damit zugleich dafür festgelegt, daß Raum und Zeit im Sinne der Relativitätstheorie nichts Absolutes sind, da wir uns doch oben auf Einstein als Zeugen und Bundesgenossen berufen haben? Diese Frage stellt uns vor ein schwieriges Dilemma, denn ihre Bejahung oder Verneinung würde gleicherweise heißen, den Psychoanalytiker zum Schiedsrichter zwischen Einstein und Newton einzusetzen. — In dieser schwierigen Lage erinnern wir uns, daß ich bisher die Bezeichnungen „Begriff" und „Anschauung" auf Raum und Zeit wahllos durcheinander angewendet habe. Und doch müssen sie streng auseinandergehalten werden. Der in der Philosophie und der Physik gleich heimische Physiker Moritz Schlick unterscheidet in seinem Buche „Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik" *(9)* zwischen „Raum und Zeit in jenem ‚objektiven' Sinne, in dem diese Begriffe in der Naturwissenschaft auftreten", und dem „‚subjektiven' psychologischen Erlebnis räumlicher und zeitlicher Ausdehnung und Ordnung". Die psychologische Quelle unserer Vorstellungen von Raum und Zeit, unserer räumlichen Erfahrungen und Schlüsse wurzeln unzweifelhaft in gewissen Eigenschaften unserer Sinnesempfindungen, die uns nur durch unmittelbares Erleben bekannt werden. — Dagegen sei der objektive Raum des Physikers nur einer und werde von unseren Sinneswahrnehmungen unabhängig gedacht. Er sei nicht irgend-

wie mit den Wahrnehmungen gegeben, sondern eine begriffliche Konstruktion unanschaulicher Ordnung, nur durch eine Mannigfaltigkeit von Zahlen (Koordinaten) begrifflich zu fassen. Ebenso sagt Schlick von der subjektiven psychologischen Zeit, sie hafte allen Erlebnissen — nicht bloß den sinnlichen — in gleicher Weise an; aber dieses unmittelbare Erlebnis der Dauer, des Früher und Später sei doch ein wechselndes, anschauliches Moment, das uns denselben objektiven Vorgang je nach Stimmung und Aufmerksamkeit bald lang, bald kurz erscheinen lasse, im Schlafe ganz verschwinde und je nach der Fülle des Erlebten ganz verschiedenen Charakter trage, kurz, es sei wohl zu unterscheiden von der physikalischen Zeit, die nur eine Ordnung von den Eigenschaften eines eindimensionalen Kontinuums bedeute. Diese objektive Ordnung habe mit dem anschaulichen Erlebnis der Dauer ebensowenig zu tun wie die dreidimensionale Ordnung des objektiven Raums mit den anschaulichen Erlebnissen der optischen oder haptischen Ausdehnung. Entsprechend sieht er die Unvollkommenheit Kants gegenüber Einstein darin, daß Kant immer nur von „dem" Raume spreche, ohne die anschaulichen Räume der verschiedenen Sinne voneinander und vom Raume der physikalischen Körper zu sondern.

Dieser Raum-Zeit-Begriff geht uns als Psychologen nichts an. Wir haben es nur mit dem psychologischen Erlebnis der Raum-Zeit-Anschauung zu tun. Auch Freud vermeidet in den eingangs zitierten, im Vorbeigehen aphoristisch hingeworfenen Sätzen den Ausdruck „Begriff" und spricht nur von Zeitvorstellung. Wir können uns also im Einklang mit Schlick fühlen, wenn wir in Übereinstimmung sowohl mit der psychoanalytischen Erfahrung, als auch mit meinen obigen Folgerungen aus Schleichs phylogenetischer Psychophysik unserer Raum-Zeit-Anschauung oder -Vorstellung Unwandelbarkeit und Apriorität absprechen, sie vielmehr als abhängig von der Arbeitsweise des *W-Bw* ansehen.

Einen scheinbaren Widerspruch zu der hier vertretenen Annahme, man könne die Raumvorstellung ebensowenig wie die Zeitvorstellung an die unbewußten Seelenvorgänge heranbringen, bildet das unzweifelhaft häufige Vorkommen des Raumfaktors im Traum. Indessen haben wir in der Bedeutung der direkten Rede im Traum eine willkommene Analogie. Wir nehmen ja als gesicherte Tatsache schon seit dem Erscheinen von Freuds „Traumdeutung" an, daß Äußerungen in direkter Rede stets aus dem wachen Leben fertig in den Traum hinübergenommen sind. Analog liegt die Vermutung nahe, auch die im Traum vorkommenden Raumgebilde seien etwas aus dem Wachzustande fertig Übernommenes. Als willkommene Bestätigung dieser

Annahme kommt soeben die Arbeit von Kulovesi: „Der Raumfaktor in der Traumdeutung“ *(11)*. Kulovesi hat gefunden, daß im Unbewußten mit den erlebten Ereignissen auch deren räumliche Verhältnisse treu aufbewahrt werden, und daß die Traumarbeit diese Raumverhältnisse ungeändert wiederholen kann. Mit anderen Worten: der manifeste Traum und der latente Traum liegen auf derselben topographischen Basis. Die Traumarbeit verdichtet große, bisweilen sehr große räumliche Verhältnisse in die kleineren Maße der Traumszene, jedoch werden auch in dieser kleineren Szene die räumlichen Richtungen und das Verhältnis der Abstände zueinander aufbewahrt.

In dem Vorkommen des Raumfaktors im Traume als etwas fertig Hinübergenommenes liegt also kein Widerspruch gegen die Annahme, es komme dem Fehlen der Raum- und Zeitvorstellung im Traume die dynamische Bedeutung zu, daß dadurch eine gewaltige Erleichterung der Traumarbeit gegeben ist, sei es Verschiebung, Verdichtung oder die Ersetzung der inneren Assoziationen, wie Ähnlichkeit, Kausalzusammenhang durch die sogenannten äußeren, wie Gleichzeitigkeit, Kontiguität im Raum. Für das Zustandekommen jeder dieser Arbeiten ist durch das Fehlen von Raum und Zeit ein Hindernis oder eine Komplikation aus dem Wege geräumt.

Zusammenfassend können wir als Ergebnis dieser Untersuchung als wahrscheinlich hinstellen: Die Raum- und Zeitvorstellung sind nichts jedem Denkvorgang apriorisch und unveränderlich Anhaftendes. Das Träumen ist ein solcher Denk- und Vorstellungsprozeß ohne Beteiligung von Raum und Zeit an der Arbeit dieses Prozesses, weil die Raum-Zeit-Vorstellungen infolge ihrer phylogenetischen Jugend zeitweilig durch den Schlaf ausgeschaltet werden. Wo sie trotzdem eine Rolle im Traum zu spielen scheinen, da nur in der Weise, daß, wie Freud sagt, die Zeit an den Seelenvorgängen nichts verändert, und daß Raumverhältnisse nur als etwas Fertiges übernommen werden, eine Vermutung, die in den Beobachtungen von Kulovesi eine weitere Stütze finden. Das Fehlen von Raum und Zeit erleichtert die Dynamik der Traumarbeit, ja macht sie vielleicht überhaupt erst möglich.

Ich möchte mit einigen apologetischen Bemerkungen schließen. Wenn ich eben gesagt habe, das Ergebnis dieser Untersuchung könne als wahrscheinlich bezeichnet werden, so kann ich dabei nicht die mehrfachen Warnungen Freuds vergessen, sich verfrüht auf derartige, mit einem spekulativen Moment belastete Theorien einzulassen. In „Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten“ *(12)* heißt es z. B. (Ges. Schriften, Bd. IX, S. 165): „Die

Erfahrungen über die Verschiebbarkeit der psychischen Energie längs gewisser Assoziationsbahnen und über die fast unverwüstliche Haftung der Spuren psychischer Vorgänge haben es mir in der Tat nahegelegt, eine solche Verbildlichung für das Unbekannte zu versuchen. Um dem Mißverständnis auszuweichen, muß ich hinzufügen, daß ich keinen Versuch mache, Zellen und Fasern oder die heute ihre Stelle einnehmenden Neuronsysteme als diese psychischen Wege zu proklamieren, wenngleich solche Wege in noch nicht angebbarer Weise durch organische Elemente des Nervensystems darstellbar[1] sein müßten. — Das Mißtrauen gegen die Neuronenlehre Waldeyers hat sich als wohl begründet erwiesen. Es sind jetzt dreißig Jahre her, daß ich Schleich im Verlauf einer Unterhaltung einmal sagte, seine Psychophysik werde im Gegensatz zu seiner lokalen Anästhesie erst dann Beachtung finden, wenn die Neuronenlehre verlassen sei, und das werde wohl ein Menschenalter dauern. Die Zeit ist nun erfüllt, und der Beschäftigung mit Schleichs Theorie steht nichts mehr im Wege, nachdem die Neuronenlehre jetzt wohl allgemein verlassen ist. Für manche metapsychologische Probleme wird sich Schleichs phylogenetische Psychophysik in Verbindung mit seiner in unserem heutigen Zusammenhange nicht erwähnten Theorie von der Neuroglia als Hemmungsorgan vielleicht fruchtbarer erweisen, als man in der Psychoanalyse heute noch erwartet. Ich erwähne in diesem Zusammenhang Alexanders Arbeit *(13)* über das Bewußtmachen längst instinktiv geregelter, unbewußter Seelenvorgänge durch indische Fakire, das man sich nach Schleichs Lehre durch Ausschaltung der jüngeren, periphereren, dem Bewußtsein näherliegenden Schichten erklären könnte, gewissermaßen ein rückwärts gekehrter Ablauf der phylogenetischen Maschine. Wenn Alexander als das Gemeinsame in den verschiedenen indischen Versenkungsmethoden das zielbewußte systematische Einziehen aller libidinösen Besetzungen, auch des Intellekts, von der Außenwelt, und den Versuch, alle so freigewordenen Libidoquanten narzißtisch unterzubringen, ansieht, so scheint er mir von der funktionellen Seite her in der Sprache der Psychoanalyse dasselbe auszudrücken, als wenn ich sage, alles noch irgendwie Problematische, mit der libidinösen Beziehung zur Außenwelt Identische wird ausgeschaltet, der buddhistische Mönch zieht sich nur auf das Fertige, daher nur der eigenen Persönlichkeit Gehörige, Vollkommenere, narzißtisch zurück, wie nach dem von Alexander zitierten buddhistischen Text ein Teich, der nur von seiner eigenen Quelle, ohne Zufluß von außen, gespeist

1) Von mir gesperrt.

wird. Auch das von Freud, Simmel, Alexander u. a. gelegentlich gestreifte Problem des pränatalen Gedächtnisses könnte vielleicht von diesem Boden aus einer Prüfung zugänglich sein.

Die Frage, wie die Konversionssymptome und andere somatische Erscheinungen von der Psyche her verursacht werden, die in den letzten Jahren im Anschluß an Groddeck von Simmel, Ferenczi, F. Deutsch, Schwarz, Bálint, Heyer, M. Stegmann u. a. in Angriff genommen worden ist, könnte ebenfalls auf dem Boden der Schleichschen Theorie untersucht werden, mit vorzugsweiser Berücksichtigung des ja die Gefäße und die Inkretion beherrschenden Sympathikus.[1] Wenn auf dem letzten Kongreß für innere Medizin Gaupp (Tübingen) gesagt hat, die Einheit von Leib und Seele in der Person stehe fest, die Art ihrer Bindung freilich sei noch unbekannt, so könnten wir demgegenüber auf die überragende Stellung des Sympathikus bei Schleich hinweisen und eine ehrliche Nachprüfung verlangen. Allerdings hat sich die klinische Medizin den Zugang zu diesem Problem durch die Wahl des verfehlten Namens „Vegetatives System" verbaut, mindestens aber sehr erschwert. Anderseits möchte ich im entgegengesetzten Sinne nicht so weit wie Stegmann *(16)* gehen, deren Standpunkt sich schon dem Psychomonismus nähert, wenn sie mit Klages den Körper für den „Ausdruck der Seele" erklärt. Diese radikale Vorstellung scheint mir aus der Annahme, daß die organischen Krankheiten „die kranke Seele spiegeln" nicht notwendig zu folgen. Allerdings legt auch Stegmann sich die Frage vor, ob im empirischen Unbewußten

1) Auf diesem Boden stehend kann ich auch Ferenczi *(18)* nicht zustimmen, wenn er sagt: „Jedenfalls ist die organische Anpassung durch eine gewisse Starrheit charakterisiert, wie sie sich in den gewiß zweckmäßigen, aber unwandelbaren Reflexvorgängen zeigt, während die psychische Anpassungsfähigkeit eine stete Bereitschaft zur Anerkennung auch neuer Wirklichkeiten und die Fähigkeit zur Hemmung der Aktion bis zur Beendigung des Denkaktes ermöglicht. Groddeck hat also recht, wenn er das organische Es für intelligent erklärt; er wird aber parteiisch, wenn er den Gradunterschied zwischen der Intelligenz des Ich und des Es übersieht." — Im Gegensatz hiezu bin ich geneigt, diesen Gradunterschied zwar anzuerkennen, aber im entgegengesetzten Sinn wie Ferenczi. Wenn wir für das aus dem individuellen Einzelleben stammende Verdrängte den von Freud eingeführten Namen des Unbewußten reservieren, so werde ich in einem anderen Zusammenhange vorschlagen, das bereits phylogenetisch Erworbene — Groddecks Es — als unterbewußt zu bezeichnen. Das nach Ferenczi „starre" Unterbewußte beeinflußt, ja leitet in jedem Augenblick die vorbewußten und die irrtumreichen, schwankenden bewußten Vorgänge durch Regulation der Blutfüllung in der Hirnrinde, der inneren Sekretion und damit der Ein- und Ausschaltung bestimmter Teilbezirke des Vorbewußten. Nur so ist verständlich, warum nicht das gesamte Vorbewußte jederzeit bewußt ist, warum das zeitweise Vorherrschen vereinzelter Denkvorgänge überhaupt möglich ist.

sich, wie Freud einmal bemerkt, eine Stelle befindet, von der aus jedes Individuum mit einer Nabelschnur dem Reich des Wesenhaften, dem Ansich-Seiendem verbunden ist. Für Schleich ist diese Nabelschnur der Sympathikus. Sollte diese Nabelschnur existieren, dann könnten wir nicht mehr uneingeschränkt Fenichel zustimmen, wenn er unter Bezugnahme auf Alexander sagt, falls die buddhistische Meditation berechtigt sei, so sei sie es doch keineswegs als Quelle äußerer Erkenntnisse, vom Wesen der Dinge, sondern höchstens als solche innerer Erkenntnisse vom Wesen des Ich. — Ferner: Wenn Freud in den eingangs zitierten Sätzen einen anderen Weg des Reizschutzes ins Auge faßt, so könnte man auch an die überragende Rolle des „Urvaters Sympathikus" denken, der durch seine Beherrschung der Gefäßspannung und der Gefäßfüllung, z. B. in der Ohnmacht und dem Schlaf, einen Reizschutz auszuüben vermag. Auch hiebei wird die Rolle der Neuroglia in Schleichs Theorie in Betracht zu ziehen sein. Schließlich kann auch der Antagonismus der einzelnen Hormone als Reizschutz durch Verhütung zu starker Wirkung des einzelnen Inkrets verstanden werden.

Mit dem Versuch einer anatomisch-physiologischen Fundierung und Abgrenzung der Begriffe Vorbewußt, Unbewußt, Unterbewußt, Ich, Es, Über-Ich auf diesem Wege bin ich zur Zeit beschäftigt. — Aber noch in seinem jüngsten Werk „Hemmung, Symptom und Angst" *(14)* warnt Freud sehr eindringlich vor der ablenkenden Beschäftigung mit derartigen Theorien, solange noch so große Lücken in dem vorhandenen klinischen Material der Ausfüllung harren.

Wir werden uns der Gewalt dieser durch Einzelheiten anschaulich belegten Begründung schwerlich entziehen können. Aber es liegt im Wesen der ärztlichen Allgemeinpraxis, daß ihre Vertreter zu dem klinischen Material nur wenig beitragen können und dadurch vielleicht, sofern sie überhaupt mitarbeiten wollen, zu derartigen theoretischen Arbeiten legitimiert sind. Wenn sie sich nur stets bewußt bleiben, daß es sich nur um Arbeitshypothesen handelt und handeln kann, die man fortlaufend an den Tatsachen, insbesondere dem klinischen Material, zu prüfen vermag, die man aber jederzeit abzuändern oder aufzugeben bereit sein muß, wenn sich unlösbare Widersprüche ergeben. In dieser Einstellung zu den eigenen Ergebnissen brauchen wir uns nur nach dem Vorbild unseres Meisters zu richten. Er, dem von Gegnern oft vorgeworfen wird, er spinne sich immer mehr in seine vorgefaßten Theoreme ein, hat erst jetzt wieder im biblischen Lebensalter in „Hemmung, Symptom und Angst" *(14)* einige seiner früheren

grundlegenden Voraussetzungen so ganz unprofessorenhaft in geradezu revolutionärer Weise umgearbeitet, zum Teil sogar gänzlich verworfen. Wenn wir uns an dieses Vorbild halten, werden wir kaum Gefahr laufen, der in der Sachverständigenpsyche so häufigen konzentrischen Gesichtsfeldeinengung zu verfallen.

Literatur

1) Sigm. Freud: Jenseits des Lustprinzips. Ges. Schriften, Bd. VI

2) Herbert Spencer: Die Prinzipien der Psychologie. Stuttgart, 2 Bände: 1882 und 1886

3) A. Einstein: Deutsche Literaturzeitung. September 1924

4) C. L. Schleich: Schmerzlose Operationen. Berlin 1906 (5. Auflage)

5) C. L. Schleich: Allgemeine deutsche Universitäts-Zeitung. Berlin 1893, Nr. 1—7

6) A. Herzen: Grundlinien einer allgemeinen Psychophysiologie. Leipzig 1889

7) E. du Bois-Reymond: Über die Übung. Berlin 1881

8) Hermann Hesse: Berliner Tageblatt. 24. Januar 1924

9) Moritz Schlick: Raum und Zeit in der gegenwärtigen Physik. Berlin 1919

10) P. Lenard: Über Relativitätsprinzip, Äther, Gravitation. Leipzig 1921

11) Yrjö Kulovesi: Der Raumfaktor in der Traumdeutung. Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse. 1927, Heft 1

12) Sigm. Freud: Der Witz und seine Beziehungen zum Unbewußten. Ges. Schriften. Bd. IX

13) Franz Alexander: Der biologische Sinn psychologischer Vorgänge. (Buddhas Versenkungslehre.) Imago 1923, Heft 1

14) Sigm. Freud: Hemmung, Symptom und Angst. Ges. Schriften, Bd. XI

15) S. Spielrein: Die Zeit im unterschwelligen Seelenleben. Imago IX, 3

16) Margarete Stegmann: Die Psychogenese organischer Krankheiten und das Weltbild. Imago XII, 2/3

17) O. Fenichel: Psychoanalyse und Metaphysik. Ibid.

18) S. Ferenczi: Das Problem der Unlustbejahung. Bausteine zur Psychoanalyse, Bd. I.

Zur Psychoanalyse der Ahnungen

Von

R. Allendy

Paris

Übersetzt von Gisela Sternfeld, Wien

Die Wahrnehmung einer Ahnung bildet eine bemerkenswerte psychologische Tatsache, deren Studium einiges Licht auf den Mechanismus des Unbewußten werfen kann. Es handelt sich vor allem darum, genau festzustellen, in welchem Sinne wir das Wort Ahnung gebrauchen.

Die Ahnung ist nicht bloß der Vorbote eines gegenwärtigen oder zukünftigen Ereignisses. Der Physiker, der beim Studium einer Kurve eine Naturerscheinung voraussieht, der Ingenieur, der auf den Bruch einer Kanalisierung schließt aus dem Druck, den sie aushält und dem Widerstand, den sie besitzt, der Astronom, der eine Finsternis vorausberechnet, der Arzt, der die Heilung oder den Tod eines Kranken aus einem bestimmten Symptomenkomplex vorhersagt, selbst der Beobachter, der einen kalten Winter infolge gewisser meteorologischer und natürlicher Feststellungen ankündigt, nehmen keineswegs ihre Zuflucht zu Ahnungen, ebensowenig wie der Bankier, der auf bestimmte Kursschwankungen spekuliert, gemäß der Strömung der politischen Meinung, und der Spieler, der die Chancen eines Pferdes abschätzt. In allen diesen Fällen handelt es sich um logische Schlußfolgerungen aus einer durchdachten Abschätzung der im Spiel befindlichen Faktoren, und diese Schlußfolgerung erscheint als eine Wahrscheinlichkeit, die auf intellektuellem Wege gefunden wurde.

Anderseits unternimmt jemand z. B. einen Schritt, von dem seine Stellung abhängen soll und beim Anlangen tut er einen Fehltritt: sogleich kann sich die Idee seinem Bewußtsein aufdrängen, daß sein Unternehmen Mißerfolg haben wird. Vergebens wird ihm die Vernunft beweisen, daß sich die Dinge aufs beste anlassen und daß keine wie immer geartete Gefahr vorhanden

ist; das Gefühl der kommenden Niederlage wird in ihm haften bleiben. Gerade darin besteht die Ahnung. Es ist eine äußere Tatsache, die eine mehr oder weniger bestimmte, aber unabweisbare Vorstellung eines noch unbekannten Ereignisses erweckt. Das bedeutsame Vorkommnis strebt keine vernünftige Kausalitäts- oder Abhängigkeitsbeziehung zur angedeuteten Idee an, sondern einzig eine symbolische Beziehung. Die Übereinstimmung zwischen der bedeutsamen und der angedeuteten Idee ist nicht durch den Verstand gegeben und auf bewußten Wegen vermittelt, sondern durch Gefühle auf unbewußten Wegen. Endlich ist die angedeutete Idee nicht vom Bewußtsein empfangen als eine unter anderen möglichen und durch neue oder zufällige Faktoren abänderungsfähige Schlußfolgerung, sondern sie erscheint als verhängnisvolle und endgültige Gewißheit.

Eine solche Reihe von psychologischen Tatsachen soll also in das Forschungsgebiet der Psychoanalyse, das sich mit allen Offenbarungen des Unbewußten befaßt, eintreten. Im übrigen sind solche psychologische Tatsachen merkwürdigerweise viel häufiger, als man glaubt. Die gleiche Erziehung, welche die Menschen verhindert, freiwillig ihre sexuellen Vorurteile einzugestehen, hält sie auch davon ab, von Dingen zu sprechen, die als lächerlicher Aberglauben und tadelnswerte Schwäche des Geistes angesehen werden, doch zeigt eine systematische Umfrage, daß die meisten Menschen das Phänomen der Wahrnehmung von Ahnungen erfahren haben. Auch hier muß man die Atmosphäre von Irrtümern und Lügen, in der wir aufgewachsen sind, reinigen; die Aufgabe ist überaus schwer und die Erforschung der Ahnungen erweist sich voll von Schwierigkeiten und Fallen. Der größeren Bequemlichkeit wegen ist es gut, zuerst die psychologische Tatsache an sich zu prüfen und sich die Feststellung des möglichen prophetischen Wertes der Ahnung vorzubehalten. Über die letztere Ansicht können einstweilen nur Vermutungen geäußert werden aus Mangel an einer Beobachtungs- und Untersuchungsmethode, die hinlänglich den wissenschaftlichen Erfordernissen entsprechen würde.

Wir gestehen also zu, daß Personen (zu Recht oder zu Unrecht ist eine andere Sache) von Ahnungen ergriffen werden können, anders gesagt, die Wahrnehmung gewisser äußerer Tatsachen bringt in ihrem Bewußtsein Gefühle hervor, die bis dahin latent und unausgesprochen waren. Übrigens ist das, was man Aberglauben nennt, ein zu häufiger und allgemeiner Ausdruck der menschlichen Psychologie, um nicht tiefen und gewohnheitsmäßigen Mechanismen zu entsprechen, die um so interessanter für uns sind, je primitiver und spontaner sie erfolgen.

Hier muß man bemerken, daß der Mensch immer dazu neigt, das was sich subjektiv in ihm abspielt, objektiv zu betrachten, demnach einen inneren Prozeß einem äußeren Einfluß (Geist, Gott oder Teufel) zuzuschreiben. Diese Tendenz — charakteristisch für den primitiven Gedanken — erscheint deutlich in den Psychosen und den Neurosen (Mechanismus der Projektion). Wir müssen vor dieser Tendenz auf der Hut sein.

Es scheint, daß bei der Ahnung das bedeutsame Ereignis im allgemeinen bloß die einfache Enthüllung einer unbewußten und vorher bestehenden Tatsache ist. Es kommt wirklich vor, daß das in Frage stehende Ereignis, obwohl von einer Anzahl Personen beobachtet, nur auf einzelne oder sogar eine einzige affektiv einwirkt. Ich erinnere mich, daß ich als Kind zu einem Diner geladen war, bei dem im Augenblick, als man sich zu Tische setzte, die Gäste bemerkten, daß sie dreizehn sind. Ein banaler Aberglaube faßt dies als ungünstiges Vorzeichen auf, weil Jesus vor seiner Heimsuchung in Gesellschaft seiner zwölf Jünger gespeist hat. Auf Grund dieses Aberglaubens lädt man gewöhnlich einen Vierzehnten ein, zufolge einer im Aufbau der menschlichen Gesellschaft so wichtigen, gewohnheitsmäßigen Nachahmung. Trotzdem gibt es eigentlich wenige Menschen, die stets davor erschrecken. Ich habe noch anderen Festessen mit dreizehn Personen beigewohnt, besonders an einem Freitag, dem dreizehnten, dem metapsychischen Bankett, und ich habe niemand darüber in Aufregung geraten gesehen.

An jenem Tage jedoch bezeigte eine alte Dame, die keineswegs abergläubischer als die andern erschien, lebhaftes Entsetzen. Sie verließ plötzlich den Saal und blieb den ganzen Abend nervös, trotzdem der erwartete Vierzehnte gekommen war. Allerdings starb sie im selben Jahre an einer akuten Krankheit, die ihren von einer chronischen Nephritis bereits geschwächten Organismus zerstörte. Nun ist es ziemlich leicht anzunehmen, daß eine dunkle Allgemeinempfindung *(sens coenesthétique)* unbewußt den Zustand der herabgesetzten biologischen Widerstandsfähigkeit vermerkt. Die Ahnung, die für Alle bedeutungslos war, wurde für sie Offenbarung, die sie auf eine Todesgefahr aufmerksam machte. Ohne Zweifel hatte dies deshalb eine so heftige Gemütserregung hervorgerufen. Anstatt sich an eine Ahnung zu binden, hätte diese unbewußte Annahme in Form eines Traumes ins Bewußtsein treten können. Besonders Meunier und Masselou haben zahlreiche Beispiele von Träumen dieser Art aufgezeichnet, ebenso Vaschide und Pierron. Es erweist sich zufolge der Arbeiten von Féré, Lemaître, Comar, Bacri, Sellier als sicher, daß man durch direkte aber noch ungeklärte Mittel von seinem organischen Zustand Kenntnis erlangen kann. (Phänomene der Auto-

skopie.) Im allgemeinen bleibt der autoskopische Sinn unbewußt, aber eine Ahnung kann geradeso wie ein Traum ihm zur Enthüllung dienen. Man muß nur die symbolische Beziehung zwischen dem bedeutsamen Ereignis und der hervorgerufenen Idee beachten. Selbstverständlich darf kein Unterschied zwischen der spontanen oder zufälligen Ahnung (wie der Tatsache, daß dreizehn bei Tische sind) und der provozierten Ahnung, wie bei gewissen Vorgängen der Wunschvorstellungen, bestehen.

Es war in Rußland eine besonders bei jungen Mädchen ziemlich verbreitete Gepflogenheit, in der Neujahrsnacht verschiedene Prozeduren vorzunehmen, um die Zukunft und besonders ihre Heiratsaussichten kennenzulernen. Freunde haben mir folgenden Fall, den sie miterlebt haben, erzählt. Eines der jungen Mädchen, das bis dahin sehr lustig gewesen und bei der niemand eine Krankheit vermutet hätte, entdeckte in den zufälligen, zu wahrsagerischen Zwecken gemachten Kerzenflecken die Form eines Sarges und erschrak. Offen gestanden war diese keineswegs deutlich erkennbar und ihre Freunde versicherten aufrichtig, daß man darin auch alles andere hätte sehen können. Dieses junge Mädchen soll kurze Zeit nachher Symptome einer Lungentuberkulose, von der man bis dahin nichts geahnt hatte, gezeigt haben, an der sie bald darauf starb. Es bedeutet übrigens wenig, ob dieser Fall (für den ich nicht einstehe) wahr ist oder nicht; er ist genau so, wie alle anderen Fälle, die von Tausenden von Zeugen berichtet werden. Er kann wenigstens als Beispiel für eine ganze Kategorie von Ahnungen angeführt werden, die durch jene Allgemeinempfindung erklärbar sind und unter dem Titel des Schemas ist er uns besonders bezeichnend erschienen. Das unbewußte Gefühl einer biologischen Gefahr wird in die symbolische Vorstellung des Todes übersetzt.

Ein anderes Argument, auf das man sich zugunsten des vorher bestehenden Unbewußten und durch die Vorahnung offenbarten Gefühles berufen kann, wird uns durch die merkwürdige Neigung mancher Menschen erbracht, unter allen ähnlichen Umständen die analogen Reaktionen zu produzieren. Die Psychoanalyse beleuchtet oft und in sehr augenfälliger, treffender Weise diesen Mechanismus des Neurotikers, aber sie kommt auch bei den Normalen vor, wie in der „Psychopathologie des Alltagslebens" von Freud beschrieben wurde. Man stelle sich einen Neurotiker vor, der trotz seiner unbewußten Widerstände sich bewegen ließ, sich zu verloben. Diese Widerstände werden bei ihm Fehlhandlungen verschiedener Art bewirken, er wird sich eventuell im Datum irren und zu seiner Braut erst am folgenden Tag kommen und nicht an dem er erwartet wurde. Es wird ihm ein Andenken abhanden

kommen, das diese ihm gegeben, oder er wird ihr Bild fallen lassen und zerbrechen usw., was alles Vorahnungen sind, um ihn zu warnen, damit seine Widerstände Mittel fänden, den Abbruch der Beziehung vor der Hochzeit durchzusetzen. Diejenigen, die mit dieser subtilen Funktion des Unbewußten nicht vertraut sind, werden etwas Wunderbares an der prophetischen Kraft der Ahnung finden, während der Zusammenhang dem Psychoanalytiker höchst natürlich erscheinen wird. Es ist bloß für den Augenblick interessant für ihn, zu sehen, durch welche symbolische Mittel die unbewußte Neigung sich dem Bewußtsein aufdrängen kann zugunsten einer Ahnung, die sie in allen Stücken selbst bewirkt oder schafft. In gleicher Weise müßte man alle jene vorausgeahnten Fehler analysieren, die sich zu Beginn eines Unternehmens, das keinen Erfolg haben soll, einstellen und von dem der Betreffende im dunkeln Grunde des Unbewußten selbst den Erfolg nicht wünscht und dessen er sich heimlich unfähig fühlt. Ebenso könnte man das Verkehrtanziehen eines Unterkleides auch auf ein unbewußtes Gefühl der Unzulänglichkeit zurückführen, das den Mißerfolg vorbereitet. Das Verhängnis würde hier nur im Unbewußten des Individuums bestehen.

Ein drittes Argument, das zur Bestärkung dieser Meinung noch wichtiger ist, wird durch die Irrtümer bei den Ahnungen beigebracht; denn ein systematisches Studium beweist, daß sie sich nicht alle erfüllen. Dr. Osty, der mit ganz bedeutendem wissenschaftlichen Geist die Arbeiten des metaphysischen Institutes leitet und mit dem ich Gelegenheit hatte, mich lange über diese Fragen zu unterhalten, meint mit vollem Recht, daß die Irrtümer auf diesem Gebiete, wenn man dazu gelangt sie festzustellen, beinahe noch wichtiger sind für das Verständnis der auftretenden Erscheinungen als die Übereinstimmungen. Sicher ist, daß das Phänomen der Ahnung (voraussehendes Gefühl, gefolgert aus der Wahrnehmung einer äußeren Tatsache) manchmal nicht die direkte Eingebung einer unbewußten Mitteilung, sondern einen latenten Wunsch wie der Traum überträgt. Ich habe eine mißgünstige Theosophin gekannt, die jahrelang überall Ahnungen des nahen Todes eines Erbverwandten erblickte und die auch immer das Verschwinden des Sekretärs ahnte, der ihre Eifersucht erregte; aber die Jahre vergingen, ohne daß ihre bösen Wünsche sich erfüllten. Es ist vollkommen klar, daß die Ahnungen sich nur auf das Subjekt beziehen. Ich erinnere mich auch an einen Kommandanten meines Bataillons, in das ich als Regimentsarzt im 155. Infanterieregiment eingerückt war. Er verbrachte eine halbe Nacht damit, einer kleinen Gruppe, zu der auch ich gehörte, zu erklären, daß er

dessen sicher sei, lebend aus dem Krieg zurückzukehren, indem er alle günstigen Vorzeichen aufzählte, die er dafür gesammelt hatte; er wurde am nächsten Morgen bei einem Angriff leicht verletzt und kurz nachher getötet. Ich weiß nicht, ob die Tatsache, daß man den Tod fürchtet, wenn man Infanterieoffizier ist, als bemerkenswertes Vorgefühl gelten kann, aber sicher ist, daß die fraglichen Ahnungen, bloß durch seinen Wunsch zu leben, eingegeben waren und daß sie einen rein subjektiven Wert hatten. Man müßte auch feststellen, ob in diesen Fällen die Ahnungen, auf die man sich beruft, ein Gefühl der Sicherheit zulassen, das ebenso stark, wie gewöhnlich ist, oder ob sie nicht ein Versuch der Rationalisierung mittels okkulter Argumente eines abergläubischen Menschen waren, der an den objektiven Wert der Ahnung glaubt.

Indessen, selbst wenn man sich an die vorausgehenden Erklärungen halten will, in dem man sich nur auf bekannte und leicht erklärbare Tatsachen stützt, muß man wohl anerkennen, daß das Unbewußte in den meisten Fällen Regungen besitzt, die unendlich subtiler sind, als das grobe Resultat unserer Beobachtung oder Überlegung; das bloße Allgemeinempfinden, das eine Krankheit lange vor den ersten Symptomen, die für unsere gewöhnliche Beobachtung einer entfernten und unvermuteten biologischen Gefahr vorausgehen, ankündigt, enthüllt ein Durchdringen und eine Macht, die wohl geeignet ist, uns in Erstaunen zu versetzen. Übrigens läßt der Instinkt der Tiere auch eigenartige Erkenntnisse zu. Wodurch wird der Jagd- oder Polizeihund auf eine Fährte geführt und gibt es vielleicht etwas Gemeinsames, zwischen dessen Witterung und unserem Geruchsinn? Durch welche Eingebung wird die Flugtaube gelenkt? Und vor allem, welche Warnung treibt die Vögel, die Tiere, den Ort einer nahenden Überschwemmung zu fliehen? Diese unmittelbaren Eingebungen des Bewußtseins, wie es Bergson nennt, überragen unsere induktiven und deduktiven Möglichkeiten der Vernunft und der klaren Erkenntnis ebensosehr, wie die Hellsichtigkeit oder Telepathie unsere gewöhnlichen Sinne übertrifft.

Es ist unmöglich, die Frage der Ahnungen zu erörtern, ohne die der übernormalen Fähigkeiten zu berühren. Das Studium der Träume, dieser anderen Äußerung des Unbewußten, führt zum gleichen Problem, wenngleich auf eine weniger dringliche Art.

Wenn man von dem philosophischen Vorurteil der Willensfreiheit und des Zufalles absieht und einen allgemeinen Determinismus postuliert, brauchte es nicht als erstaunlich zu gelten, wenn der Mensch über das belehrt

werden könnte, was ihn und sein eigenes Leben betrifft, sowohl in bezug auf die soziale Sphäre, von der er eine Zelle bedeutet, als auf das kosmische Milieu, von dem er ein Bestandteil ist.

Was das kosmische Milieu betrifft, wissen wir, daß die Tiere sich so betragen, als wenn sie die Erdbeben, Überschwemmung, den strengen Winter voraussehen würden; in bezug auf das soziale Milieu zeigen die Phänomene der Massenpsychologie bis zu welchem Punkt eine gegenseitige und unbewußte Induktion der Gefühle bei einer Gruppe stattfindet. Was das individuelle Leben betrifft, sehen wir zu oft, wie vielen Menschen es immer gelingt, ihren vorgefaßten Plan, die unbewußten Absichten ihrer Komplexe zu verwirklichen, ohne daß sie erkennen würden, in einem wie großen Maße sie ihr Schicksal in sich tragen. Hängt nicht selbst die uns vollkommen zufällig erscheinende Tatsache, ob man im Kriege getötet wird oder nicht, mit dem mehr oder weniger festen und tiefen Wunsch, einer Gefahr zu entfliehen, zusammen? Ist es nicht das vorgebildete Gefühl der persönlichen Minderwertigkeit, des Unglückes, des Mißerfolges, das kaum merkbar, aber sicher wie ein Tropismus hinführt, wo die Gefahr unvermeidlich, das Verderben gewiß ist? Wir sind berechtigt, dies anzunehmen, wenn wir das „Unglück" des pessimistischen Neurotikers betrachten, der mit Treffsicherheit in die Sackgasse gerät und sich verrennt und besonders wenn wir die merkwürdige Tatsache sehen, wie dieses „Pech" schwindet in dem Maße, als die Psychoanalyse ihm seine Tendenz der Selbstzerstörung ins Bewußtsein bringt.

In den Memoiren von Bourienne (I, 78) wird von einem Offizier erzählt, der unter General Bonaparte vor Toulon stand. Als dieser Offizier für einen Angriff befohlen war, bat seine Frau sehr erregt Bonaparte, ihren Gatten für diesen Tag vom Dienste zu befreien. Der letztere ließ sich nicht rühren. Der Augenblick des Angriffes kam und dieser Offizier, der immer von ganz ungewöhnlicher Tapferkeit gewesen war, empfand das Vorgefühl seines Todes; er wurde bleich und zitterte. Als er gerade im Augenblick, wo das Feuer der Stadt sehr heftig geworden war, an die Seite des Generals trat, sagte ihm Bonaparte: „Achtung, eine Bombe!" Der Offizier" — fügte er hinzu — „hat sich, statt beiseite zu treten, gebückt und wurde zerrissen."

Solche Tatsachen gäben zu denken, daß das Unglück scheinbar zufällig, in Wirklichkeit einer Unzulänglichkeit in der Selbstfürsorge des Betreffenden zuzuschreiben ist. Ebenso wie man beobachten kann, daß eine Seuche gerne jene heimsucht, die von Furcht vor der Ansteckung bedrückt, in den Zustand von verminderter Widerstandsfähigkeit versetzt sind, z. B. durch Herab-

setzung der Sympathiekotonie, die selbst psychischen Einflüssen unterliegt. Was die chronischen Krankheiten anbelangt, gäbe es viel über ihre ausschlaggebenden Vorbedingungen psychischer Natur zu sagen. Wir können hier nur das Resultat der Arbeiten Maeders in Zürich anführen, besonders seiner Psychoanalysen der Tuberkulösen. Wir wollen noch später auf diesen Punkt zurückkommen. Nehmen wir nur vorläufig an, daß dieser unbewußte psychische Faktor, selbst wenn er nicht der einzige in Frage kommende ist, auf Leben und Tod eines Menschen Einfluß haben und mit Hilfe einer Ahnung bewußt werden kann.

Die Kriegsgeschichte ist voll von Anekdoten dieser Art. Einem noch unveröffentlichten Buche des ausgezeichneten Geschichtschreibers Joseph Turquan entnehmen wir z. B. folgenden Fall: „Der General Joubert, den die Regierung des Direktoriums eben zum Kommandanten der italienischen Armee ernannt hatte, war nach Pont de Vaux à l'Ain zu seinem Vater gefahren, um seine Hochzeit mit Fräulein Zephyrine de Montholon, der Nichte von M. de Sémonville, zu feiern. Die Einwohner von Pont de Vaux bereiteten ihm den glänzendsten Empfang und während des Hochzeitsmahles feuerten sie die zwölf Kanonen ab, die der Admiral von Court, der ebefalls aus Pont de Vaux stammte, den Engländern vor Toulon weggenommen hatte. Nachdem die Salve abgegeben war, bemerkte Joubert ganz laut, daß man ebenso viele Schüsse abgegeben habe, wie zur Ehrenbezeigung für einen General, der auf dem Schlachtfeld gefallen war. Die Gäste blickten einander an, erbleichten, denn Joubert sollte am nächsten Morgen abreisen, um sein Kommando zu übernehmen. Jeder hatte das Vorgefühl, daß die Kanonenschüsse, die als Freudenzeichen zur Hochzeit des jungen Generals abgefeuert worden waren, die Salve zu seinem Begräbnis bedeuten sollten. Und wirklich, kaum in Italien angelangt, wurde Joubert durch eine der ersten Kugeln, die in der Schlacht von Novi fielen, getötet.

Es gibt auch endlich eigenartige Fälle, wo die Ahnung infolge ihres Unlustcharakters nicht imstande ist, die Zensurgrenze zu überschreiten, und nicht verstanden wird, wie es bei den meisten Träumen der Fall ist.

Ich werde hier ein persönliches Erlebnis erzählen, das, wenn man es nicht vorziehen will, sich hinter das Vorurteil des Zufalles und der Koinzidenz zu verschanzen, in diese Kategorie eingeordnet werden muß.

In demselben Infanteriebattaillon, in das ich 1915 eingerückt war, hatte ich als Kameraden einen jungen Hilfsarzt, namens Roger. Dieser wollte eines Tages photographiert werden, um das Bild seinen Eltern zu schicken (war das ein Zeichen besonderer Unruhe?). Er bat einen Kameraden darum, der

in seiner Ausrüstung einen kleinen Kodak hatte. Wir befanden uns damals zur Erholung in einem Dorf der Champagne, das vollkommen zerstört war. An einer Stelle war ein Stück Mauer mit einem alten Briefkasten stehen geblieben und irgend jemand hatte mit Kohle die launige Aufschrift hingeschrieben: „Letzte Post ausgehoben!" Roger erklärte, daß gerade dieser Umstand sehr lustig wäre und wollte diese Mauer als Hintergrund für sein Bild, und bog sich zurück, um die Inschrift zur Geltung zu bringen. Die Photographie wurde gemacht, sofort entwickelt und kopiert und er konnte sie seiner Familie schicken, bevor er in den Schützengraben zurückging. Kaum auf seinem Hilfsplatz angelangt, wurde er getötet und erst einige Zeit nachher, als ich seine Photographie, von der ich einen Abzug behalten hatte, wiedersah, habe ich die düstere Bedeutung dieser Inschriftenvorahnung begriffen. Seine Briefe waren zum letztenmal während dieser Ruhepause ausgehoben worden.

Noch bemerkenswerter sind die gefolgerten Ahnungen der Hellseherinnen und Kartenaufschlägerinnen. Dr. Osty hat diesbezüglich außerordentlich merkwürdige Nachforschungen angestellt, die darauf abzielten, zu beweisen, daß die Hellseherin ein Bild widerspiegelt, das im Unbewußten des Fragenden vorhanden ist und daß demnach die Ahnung keine objektive Grundlage hat. Er hat z. B. eine gewisse Anzahl von Kartenaufschlägerinnen befragt und sorgfältig nicht nur das, was sie ankündigten, aufgezeichnet, sondern auch die Gruppierung der Karten, aus der sie ihre Weissagung ableiteten. Diese Wahrsagerinnen gelangten ohne die geringste Möglichkeit eines Einverständnisses untereinander oder einer vorhergehenden Information zu erstaunlich übereinstimmenden Angaben, trotzdem die Anordnung der Karten stets eine andere war. In diesem Fall erschien die objektive Wirklichkeit der Ahnung zufällig, nur eine gewisse psychologische, unmittelbare Eingebung (die Weissagung) spielte eine Rolle dabei.

Woher konnte diese Eingebung stammen, wenn nicht aus dem einzig gemeinsamen Element aller Fälle: aus dem unbewußten Seelenleben des Fragenden, der selbst nichts von seinem Verlangen, seiner Hoffnung, seinem Vorurteil oder seiner wahrhaft intuitiven Warnung weiß? Auch von diesem Gesichtspunkt aus sind wieder die Irrtümer überaus lehrreich.

Ich habe eine Dame persönlich gekannt, die über die Gesundheit ihres Sohnes, der ein skrofulöses Hüftgelenksleiden hatte, eine erste Hellseherin befragt hatte und der gesagt wurde, daß ihr Sohn im Alter von zwanzig Jahren sterben werde. Verstört fragte sie eine andere und dann zufällig eine dritte, wobei sie auch den geringsten Hinweis, der diese auf den Weg ihrer Befürchtung hätte führen können, vermied, und bemerkenswerterweise hatten

diese letzteren ganz spontan ebenfalls angekündigt, daß ihr Sohn sein zwanzigstes Jahr nicht überleben werde. Nun, der letztere hat schon mindestens fünfzehn Jahre das verhängnisvolle Datum überlebt. Was kann man anderes daraus schließen, als daß die Wahrsagerinnen ihrer Klientin bloß mitgeteilt haben, was in deren Unbewußten enthalten war.

In diesem Falle, ich weiß nicht, ob in den drei Spielen Tarock dieselben Karten gezogen worden waren, aber das ist wenig wahrscheinlich, wurden von Dr. Osty dieselben Feststellungen gemacht. Angenommen, daß jede Karte nicht nur eine Bedeutung besitzt, sondern eine Reihe von solchen, folgt daraus, daß derselbe Schluß aus ganz verschiedenen Stellungen der Karten gezogen werden kann; anderseits bedienen sich die Kartenaufschlägerinnen einer so großen Anzahl von Karten und aufeinanderfolgenden Kombinationen, daß sie ohne Zweifel immer dazu kommen, hier die unbewußte Eingebung aufzugreifen, dessen Spiegel und Enthüllung sie sind. Wenn man das Problem von diesem Punkte aus betrachtet, zeigt die Ahnung die Tendenz, allen objektiven Wert zu verlieren und alle Bedeutung dem subjektiven Element zu überlassen. Danach käme nur das letztere in Betracht, das sich an die erste symbolische Übereinstimmung heftete, die durch den Zufall in der Kombination der Dinge gegeben ist.

Indessen ist es möglich, daß es nicht ganz so ist, da ein aktiver und spontaner Anteil vorhanden ist, mit dem die Wahrsagerin ihre künstlichen Ahnungen vorbereitet, die Karten mischt (und sie vom Fragenden kupieren läßt), den Kaffeesatz bestimmt usw. und in vollständiger Freiheit sich dessen bedient, um die Visionen zu bilden. Wir haben gesehen, wie der Neurotiker oder selbst der normale Mensch durch unbewußte Reaktionen symbolische Ahnungen von wichtiger Bedeutung, ohne es zu wissen, herstellen kann. Derselbe Determinismus kann bei der Bildung von Ahnungen bei den Wahrsagerinnen mitspielen und der sogenannte Zufall wäre nur die Wirkung der besonderen Fähigkeit des Unbewußten.

Soll das schließlich besagen, daß die Natur selbst unfähig wäre, ihre eigenen Ahnungen zu bilden, wie die Neurotiker? Die Alten sagten z. B., daß eine Sonnenfinsternis den Tod Cäsars und die Wirren, die darauf folgen sollten, vorhergesagt hatte:

Cum caput obscura nitidum ferrugine texit
Impiaque aeternam timuerunt saecula noctem.

Die modernen Astrologen geben vor, durch Statistiken absolut objektiv die Übereinstimmung bestimmter Schicksale von Personen oder Gesellschaftsschichten mit der Stellung der Gestirne bei ihrer Geburt nachzuweisen.

Das würde bedeuten, — und das ist ein Gedanke, den ich schon in einem Aufsatz über Ahnungen, der im Jahre 1913 erschienen ist, besprochen habe, — daß in den kosmischen Ereignissen eine merkwürdige Übereinstimmung bestehe, die auf jenem Gesetze beruht, daß der Teil wie das Ganze, das Organ wie der Organismus (Beziehungen der Regenbogenhaut in der Iris-Diagnostik oder die nasale Beziehung in der Reflexotherapie von Bounier), der Beginn wie das Ganze, der Zirkel eines Tages wie der eines Jahres, oder der des Lebens, der menschliche Mikrokosmos wie der Weltmakrokosmos ist, ein alter Gedanke, der niemals wirklich widerlegt wurde. Aber das ist eine metaphysische Frage, die uns hier nicht interessiert, da sie über den Rahmen unseres Aufsatzes hinausginge. Was uns hier interessiert, ist nur folgendes: ob das Schicksal jedes Menschen einer objektiven, von der Natur gewollten Übereinstimmung entsprechend oder nicht auf einer unbewußten Imago beruht, die er vielleicht seit der Stunde seiner Geburt in sich trägt und die er später umzuformen oder neu zu gestalten imstande ist. Diese Imago würde eine eigenartige Macht besitzen, um ihre objektive Verwirklichung gänzlich unbewußt zu erreichen. Mit einer wunderbaren Genauigkeit und einer Sicherheit, vergleichbar gewissen hypnotischen Fernwirkungen, die im Versuch ausgeführt wurden, würde die Imago des Menschen dazu führen, ohne daß er sich dessen bewußt wird, seine Spannkraft aufzuheben und sich von einer Krankheit überwältigen zu lassen und wie ein Automat einer Katastrophe, einem Unglück, selbst dem Verbrechen entgegenzugehen. Sie würde sich geheimer Kräfte des Unbewußten bedienen: der Intuition, Telepathie, des Hellsehens, eines instinktiven Gefühles *(flair)*. Dazu bestimmt, im Unbewußten verborgen zu bleiben, würde sie ausnahmsweise das Bewußtsein berühren, sei es durch eine Vision, durch einen Traum, eine Vorahnung (und dies würde den phantastischsten Aberglauben rechtfertigen), aber alles in undeutlichen Umrissen, gemischt mit latenten Wünschen und unbekannten Befürchtungen (oberflächlichere und weniger verhängnisvoll unerbittliche Elemente). Diese Imago würde sich ihrer Natur nach nicht vom infantilen Komplex unterscheiden, der Vater, Mutter, Nahrung usw. umfaßt und das ganze Leben eines Wesens leitet; sie wäre den Traumatismen der Geburt zu vergleichen, wir wir sie aus den Arbeiten von O. Rank kennen und insbesondere der Tendenz, das Leben zu fliehen, oder der Tendenz, an die Mutterbrust zurückzukehren (Palingenesie von Stekel).

Von diesem Gesichtspunkt aus kann das Studium der Ahnung für den Psychoanalytiker fruchtbar sein. Es kann das Problem des menschlichen

Schicksals beleuchten und zeigen, ob das letztere von Außen kommt oder nur eine subjektive Determination ist. In diesem Falle könnte die Psychoanalyse darauf Anspruch erheben das Schicksal abzuändern, das Verhängnis umzuwandeln.

Zwischen denen, die sagen, daß alles durch eine Verkennung von dem Menschen unbekannten Ursachen bestimmt wird und die Verzicht und Resignation predigen, und denen, die behaupten, daß der Mensch „sein Leben selbst formt" nach seinem eigenen Willen (entsprechend der vedischen Lehre: „Was der Mensch denkt, das wird er") — könnte die Psychoanalyse durch angemessene Unterscheidung eine Vermittlung der beiden Thesen weisen, sie würde z. B. finden, daß der bewußte Wille unwirksam gegen das Schicksal ist, aber daß der unbewußte, tiefe Wille allmächtig sein kann. Sie wird vor allem das Mittel geben in diesem Punkte zu wollen und wird das buddhistische Ideal von der Erkenntnis erfüllen, indem sie den Menschen vom Verhängnis befreit.

Zur Psychologie des kleinen Politikers

Von

Josef K. Friedjung

Wien

Beobachtungen, die ich als Zeuge arger Ausschreitungen bei der Sitzung einer politischen Körperschaft machen konnte, scheinen mir blitzartig einige psychologische Zusammenhänge des politischen Lebens zu erhellen. Es sei zunächst der Vorgang geschildert.

In einer angesehenen parlamentarischen Versammlung wird in später Abendstunde — beim Abendbrote haben nicht wenige der Mitglieder dem Alkohol zugesprochen — die Minderheit bei der Verlesung eines praktisch bedeutungslosen Antrages einiger Mehrheitler ungehalten. Die Zeichen der Erregung gehen zunächst nicht über Zurufe hinaus, wie sie bei solchen Anlässen üblich sind. Nur einer der Herren, dessen gerötetes Gesicht die Wirkung der Mahlzeit zu verraten scheint, schreit zur Mehrheit Beschimpfungen hinüber und schlägt dabei auf seine Bank. Eine Ermahnung des Vorsitzenden vermag den Erregten nicht zu beruhigen. Er setzt sein Toben fort und nach etwa zwei Minuten gesellen sich ihm drei bis vier weniger ernste unter seinen Parteigängern zu. Einer beginnt mit einem Lineal zu lärmen. Die Zurufe der anderen werden lauter und erregter. Nach einigen weiteren Minuten zieht einer jener ersten Lärmmacher die Lade seiner Bank heraus, beginnt mit ihr zu lärmen, tut dies mit immer größerer Wucht, bis die Lade in Trümmer geht. Er verteilt die Bruchstücke an seine Nachbarn, die nun ihrerseits in den Lärm einstimmen. Andere ziehen gleichfalls die Laden heraus und nach etwa zehn Minuten tobt und lärmt mit Ausnahme einer Frau und weniger ernster Männer die ganze Opposition: Die einen schreiend, öfters erregt lachend, andere in sanfterer Form, mit ruhiger Miene, manche markieren nur leichthin ihre Teilnahme an dem gewaltsamen Protest. Bemerkenswerter als der Gesamtvorgang ist aber das Verhalten der Einzelnen.

Eine der Frauen zum Beispiel, noch jung, im Besitze reicher Kenntnisse, auch sonst eine Losgeherin, begnügte sich zunächst mit ihren stets wenig beherrschten Zurufen. Als der Vortrupp schon eine Weile lärmte, sah man sie unter der Bank mit der Hand auf der Holzwand trommeln, ängstlich, daß man es nicht merke, wie man es auch gelegentlich an Schuljungen beobachtet. Nach einer Weile, da sich der Lärm indes gesteigert hatte, schlägt sie schon ohne Scheu offen auf ihr Pult. Mit einem Male, da ihr andere schon mit dem Beispiel vorangegangen sind, zieht sie, herausfordernd um sich blickend und lachend, die Lade heraus und bearbeitet mit ihr nun die Bank, mit wenig Temperament zwar und unter Vermeidung eines Sachschadens, aber doch als eine Führerin des seltsamen Chors.

Zur Psychologie der Masse liefert der Vorfall als ganzes die Bestätigung alter Erfahrungen, die Freud in seinem bekannten Buche meisterhaft analysiert hat. Eine Masse kann in ihrem sittlichen Wollen und in ihrem Tun gelegentlich über sich hinauswachsen, wenn eine ihr sittlich überlegene Persönlichkeit sie mitreißt und den vielen durch Identifikation mit ihr für eine kurze Spanne Zeit ein sittlicher Schwung möglich wird, den wir ihnen allein kaum zugetraut hätten. Häufiger ist die Sache umgekehrt: In einer kleinen Gesellschaft pflegt gewöhnlich die Höhe der Unterhaltung von dem intellektuell oder sittlich zu tiefst Stehenden bestimmt zu werden. Gern oder widerwillig gleiten die anderen auf das Niveau seiner Unterhaltung hinab. Diese typische und fast unentrinnbare Regression ist wohl einer der Gründe dafür, daß erlesene Geister so gern die Einsamkeit suchen. „Der ist der stärkste Mann auf der Welt, der allein steht", sagt Ibsens „Volksfeind". Freilich verdammt er sich damit zur zeitlichen Einflußlosigkeit; in diesen Tatsachen ist ein Stück Tragik der großen Menschen beschlossen. Die Fähigkeit, diese Tragik zu meistern, ist ein Maßstab der wahren Größe eines führenden Politikers.

Indes, jene Szene gibt keinen Anlaß zur Analyse der Großen auf dem Gebiete der Politik, sondern der vielen Kleinen. Die Berufswahl ist in unserer Gesellschaft der Planlosigkeit meistens kein Beweisstück der persönlichen Neigung des Einzelnen: Wirtschaftliche Notwendigkeiten, Überlieferung, stumpfe Ergebenheit sind dabei meist von entscheidender Bedeutung. Aber zur Politik kommt natürlich niemand gegen seinen Willen, hier ist die persönliche Neigung allemal ein wesentlicher Faktor. Der begabte Mensch, der das, was er als richtig und notwendig erkannt hat, wenn es schon besteht, in seinem Bestand verteidigen, wenn es in die Zukunft weist, verwirklichen will, muß in die „Arena", wie man es gerne

nennt, hinabsteigen. Narzißmus und manche andere Triebregungen werden dabei auf ihre Rechnung kommen können. Was ist es aber bei den Allzuvielen, die nur mitlaufen, keines selbständigen Gedankengangs beflissen, nichts Neues vorschlagen, nie das Wort ergreifen, es wäre denn zu Plattheiten, sie, die ein machtbewußter Politiker einmal verächtlich als „Barrierestöcke" bezeichnet hat? — Auch bei ihnen wird vor allem der Narzißmus auf die Rechnung kommen: in der Familie, im Wohnorte, bei den Beamten der sogenannten Hoheitsverwaltungen, bei den Parteiangehörigen erfreut sich der Mandatar eines gehobenen Ansehens. Aber daneben darf der Politiker auch vieles, was einem anderen versagt ist. Sonst gilt es für ungezogen, jemandem ins Wort zu fallen; der Politiker aber macht „Zwischenrufe", und sie sind wahrhaftig nicht immer klug und witzig. In einer Auseinandersetzung wissenschaftlicher oder sonstiger Natur muß der Sprecher sachlich bleiben, persönliche Angriffe unterlassen, sich an die Wahrheit halten. In der politischen Debatte kann der Redner persönlich, er kann boshaft werden, die Wahrheit darf nicht selten hinter den Parteivorteil gestellt, die Sachlichkeit der Demagogie geopfert werden. Der Politiker dieses Schlages sucht nicht den Beifall aller, sondern nur den seiner Gesinnungsfreunde. Sie aber bejubeln als Unerschrockenheit, was man sonst schlechte Erziehung nennt, freuen sich boshaft der Bosheit, die sonst als Zeichen niedriger Gesinnung gegolten hätte. Hier darf die persönliche Ehre, wenn sie dem Gegner gehört, ungestraft besudelt, persönliche Ehrlosigkeit, wenn ein Freund sie bewiesen hat, bedenkenlos verteidigt werden. Mit einem Worte: Der kleine Politiker erwirbt das Recht auf Regressionen auf den infantilen Zustand, wie sie nicht leicht ein anderer Beruf gestattet, und er macht oft genug reichlich Gebrauch davon. In der eingangs geschilderten Szene tobt zunächst ein Herr, dem anscheinend beim Abendbrot einige Hemmungen abhanden gekommen sind. Ihm folgen bald einige, deren Infantilismus auch sonst schlecht genug verhüllt ist. Ihr Beispiel mobilisiert bei einer immer größeren Zahl ihrer Parteifreunde die mangelhaft gebändigten infantilen Triebregungen des Sadismus, der „Funktionslust", und keine Schranke der Moral, der Scham hemmt sie in ihrem kindlichen Tun: werden sie doch morgen als Helden ihrer Überzeugung gefeiert werden! Sehr instruktiv war die Beobachtung der geschilderten Frau: wie sie schrittweise die ihr durch die Erziehung gezogenen Schranken überwindet, wie sie sich schließlich, lachend und herausfordernd um sich blickend, aller Hemmungen entledigt und zu einem Benehmen bekennt, das man milde als knabenhaft bezeichnen kann, das enthüllt schlagend wichtige Triebfedern politischer Betätigung.

Ist es also doch richtig, wie so oft behauptet wird, daß Politik den Charakter verderbe? — Es gibt Charaktere, an denen es nichts zu verderben gibt, und wenn solche in bewegten Zeiten in den Vordergrund rücken, dann wächst die Gefahr, die sie auch sonst bedeuten. Es gibt aber auch viel Durchschnittsmenschen in der Politik: Sie werden sich so bewähren, wie die Führung sie will. Überläßt man sie der Verwilderung, kommen schlechte Beispiele zu hohen Ehren oder gar zu Reichtum, dann wird der Troß nicht fehlen: Infantilismus, Korruption, Gewissenlosigkeit werden sich ausbreiten. Sind die Führer sittliche Persönlichkeiten, dann werden Infantilismen auf keine Förderung rechnen können, dann wird die Politik den Charakter nicht stehlen, sondern stählen. Entscheidend für diese Entwicklung sind die Ideale, die eine Gruppe verficht; sie werden das Maß ihres Tuns sein. Aber wir wissen, daß ein Lamm mit seinen Idealen neben denen des Wolfs schwer besteht. Die menschliche Gesellschaft als ganze wiederholt die Entwicklung des Einzelnen. Wie in diesem die primitive, egoistische Triebhaftigkeit überwunden und in Bande geschlagen werden muß von höheren Instanzen menschenverbindender Ethik, immer wieder bereit, die Bande zu brechen, so steht auch die Menschheit vor der Aufgabe, im Namen ihrer Idee eine selbstsüchtige Minderzahl zu überwinden, die ihre Triebhaftigkeit auslebt auf Kosten der Mehrzahl. Diesen Verdrängungs- und Sublimierungsprozeß nennt man politische Entwicklung. Die Psychoanalyse lehrt uns das geschichtliche Geschehen besser begreifen. Da sie aber auch auf Heilung abzielt, weist sie dem Betrachter überdies den Ort, wo er, mitverstrickt in den gewaltigen Kampf, zu stehen habe.

Die „lange Nase"

Von

Otto Fenichel

Berlin

Die Spottgebärde der „langen Nase" war vor einiger Zeit einmal Gegenstand einer kleinen Diskussion in der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft, bei der sie im wesentlichen als eine exhibitionistische Demonstration des eigenen Penis aufgefaßt wurde; wenn bei Mädchen diese Spottgebärde beliebter ist als bei Knaben, so läge das im Sinne der Wunscherfüllung: Knaben, die einen wirklichen Penis besäßen, hätten es nicht nötig, einen illusionären Penis zu demonstrieren.

Diese Auffassung läßt den Sinn der Gebärde als Spottgebärde gänzlich unerklärt. Der Sinn: „Sieh meinen Penis!" könnte — je nachdem — Lüsternheit oder Angst erwecken, aber nie Beschämung, es wäre denn, er setzte sich fort: „Du aber hast keinen," worauf aber in der Gebärde nichts deutet. Dieselben Überlegungen gelten auch für das Herausstrecken der Zunge, das eine der „langen Nase" analoge Gebärde ist.

Überlegen wir uns, daß Gegenstand des Spottes immer die verspottete Person und ihre Eigenschaften ist, während doch die Eigenschaften der Subjektperson nur Gegenstände des Protzens, Imponierenwollens, aber nicht des Hohnes sind. Bekannt und psychologisch ohneweiters verständlich wäre die Spottbedeutung, wenn man einer Person ihre eigenen Schwächen vorhielte. Kein Problem läge vor, wenn das „Ich habe es, du hast es nicht" dadurch in der Gebärde markiert würde, daß der Mangel dargestellt wäre, also etwa wenn man eine „kurze Nase" machte. Als Nachahmung der Schwächen der Objektperson sind ja die meisten folkloristischen und kindlichen Spottgebärden zu verstehen. Daß das Nachäffen als Spott aufgefaßt wird, ist sowohl in der Psychoanalyse wie im täglichen Leben eine Selbstverständlichkeit, besonders wenn isoliert die Schwächen dargestellt werden (Karikatur).

Könnte man nun die Absurdität vertreten, die „lange Nase", die herausgestreckte Zunge bedeute die Demonstration des Penis der Objektperson und wolle also sagen: „Sieh her, so einen langen Penis hast du!" obwohl doch sonst der Besitz eines langen Penis im Unbewußten als Zeichen von Stärke perzipiert wird?

Wir sind mit dieser Frage zu dem gleichen Problem gekommen, das Marie Bonaparte bei der Redensart vom „gehörnten Ehemann", wo gleichfalls die Zuschreibung eines Penissymbols jemanden dem Gespött preisgeben soll, zu lösen gesucht hat.[1] Ihre unter Berufung auf Freud gegebene Antwort lautete: Es handle sich um eine „Darstellung durch das Gegenteil". „Die Darstellung durch das Gegenteil ist der wesentlichste Mechanismus der Ironie, dieser sozialen Erscheinung, vermöge der man in einem Gespräch gerade demjenigen gewisse außerordentliche Qualitäten zuschreibt, die er gerade am wenigsten hat, wodurch der Zuhörer oder die Zuhörer angeregt werden, jenem in Gedanken wieder das fortzunehmen, was man ihm eben mit Worten erteilt hat."

Kein Zweifel: Diese Erklärung trifft auch für die „lange Nase" und die gezeigte Zunge zu. Auch diese Gebärden werden gern vor Zuschauern gemacht, wobei der Spötter vermutlich den Wunsch hat, sie mögen dem Verspotteten den ihm durch die Gebärden zugesprochenen besonderen Penis wieder abnehmen. — Eine kleine Beobachtung an einer Patientin aber gab mir die Möglichkeit zu sehen, wie so etwas vor sich geht, in welcher Konstellation es möglich ist, diese „Darstellung durch das Gegenteil" anzuwenden und die sexuelle Unfähigkeit durch das Symbol eines großen Penis auszudrücken.

Es handelt sich um eine vor dem Klimakterium stehende Frau, deren ganzes Leben unter der Herrschaft des Kastrationskomplexes stand. Eine frühzeitige Vateridentifikation ließ sie ihre Weiblichkeit weitgehend ignorieren, die Menses bedeuteten ihr die schwerste Erniedrigung und Beschämung. Sie hatte früher ein sehr reges Sexualleben geführt, das darin bestand, daß sie in ganz narzißtischer Weise um sich werben ließ, um den Mann schließlich irgendwie zu enttäuschen. Sie gab sich nur, wenn sie die „stärkere" war, z. B. wenn der Mann in Tränen ausgebrochen war. Aktive Kastrationstendenzen standen dabei im Vordergrund, ihr Triumph war es, wenn ein Mann vorzeitig zur Ejakulation kam und dann „hilflos" war. Ihr Ziel war, die Männer als Sexualwesen zu beschämen, sie nicht zuzulassen und dann

[1] Marie Bonaparte: Über die Symbolik der Kopftrophäen. Imago XIV, Heft 1.

zu sagen: „Wenn sie so schwach waren, daß sie mich nicht verführen konnten, geschieht ihnen ganz recht.“ Natürlich ist ihr in der Übertragung auch die Analyse ein unausgesetzter Wettstreit um die Vorherrschaft und sie sucht dauernd Gelegenheiten herzustellen, um den Analytiker zu blamieren. — Die Männer, die ihr nicht gewachsen sind, sind dann Gegenstand ihres Spottes. Aber nicht nur die Männer; insbesondere der Penis selbst ist es. Sie findet ihn grotesk, muß lachen, wenn sie ihn sieht, wenn sie daran denkt, daß Männer *darauf* stolz sind! Diese Frau pflegt, wenn sie sich über ihren Mann lustig machen will, ihm zuzurufen: „So einen langen!“ Das ist zu ergänzen: „Penis hast du und kannst mir trotzdem nicht beikommen!“ Daß diese Frau als Kind fast unausgesetzt — wörtlich und übertragen — den Erwachsenen lange Nasen gemacht hat, wird man nach dieser kurzen Charakterisierung glauben.

Hier haben wir nun, scheint es, die Ergänzung gefunden, die der Sinn der Gebärde der „langen Nase“: „So einen langen Penis hast du!“ bekommen muß: „und bist trotzdem machtlos!“ Der Spötter demonstriert tatsächlich nicht seinen eigenen Penis, sondern den des Objektes, um die *Inkongruenz* zwischen diesem und den Handlungen zu demonstrieren. „Komm mir doch mit deinem langen Penis bei, wenn du es kannst!“ ruft der Spötter seinem Opfer zu, in der Überzeugung, daß es das nicht können wird. Der lange Penis ist also dann Zeichen der Schwäche und nicht der Stärke, wenn er nur morphologisch groß, funktionell aber klein ist.

Diese Bedingung erscheint uns auch bei der Redensart vom „gehörnten Ehemann“ erfüllt. Auch der betrogene Gatte hat sich trotz seines Penis die Alleinherrschaft über seine Frau nicht bewahren können.

Der Spottende ahmt eine Eigenschaft des Verspotteten nach. Er bedient sich also der Identifizierung. Wie diese wohl überhaupt nur Objekten gegenüber zur Anwendung kommt, zu denen man ambivalent eingestellt ist, scheinen auch nur Objekteigenschaften, denen man ambivalent gegenübersteht, Gegenstand des Spottes zu werden. Gegenstand der Ambivalenz ist aber der Penis des anderen im höchsten Maße. Bei unserer Patientin lag hinter dem Spott *Angst*. Sie verspottete den Penis, um ihren Neid zu überkompensieren. Sie verhält sich zum Penis wie der Fuchs zu den saueren Trauben. Sie verleugnet ihren Wunsch nach dem Besitze eines Penis dadurch, daß sie den ganzen Penis lächerlich macht oder die Penisträger verachtet. Auch die beschnittenen Völker verachten alle unbeschnittenen. Die „lange Nase“ ist ein Spott aus Ressentiment.

REFERATE

„Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie"

Die „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie", herausgegeben von Prof. Dr. Richard Thurnwald im Verlag C. L. Hirschfeld in Leipzig, ist 1925 gegründet worden. Sie erscheint viermal jährlich und steht jetzt im vierten Jahrgang. Von den Beiträgen der bisherigen Hefte, die Anspruch auf das Interesse des Psychoanalytikers haben, sollen im folgenden einige kurz referiert werden.

Thurnwald, Richard: Probleme der Völkerpsychologie und Soziologie. (I. Jg., Heft 1).

In diesem Programmartikel wird zunächst die praktische Frage aufgeworfen, welche Lücke zwischen den anderen Disziplinen Völkerpsychologie und Soziologie auszufüllen haben. Die Psychologie sieht es auf den Einzelmenschen ab, die gesellschaftlichen Zusammenhänge bleiben dabei im allgemeinen unbeachtet. Die Nationalökonomie befaßt sich wohl mit sozialen Vorgängen, doch überwiegend vom wirtschaftlichen Standpunkte aus, und für die Staatswissenschaft kommen die sozialen Vorgänge nur in Beziehung zum gesatzten Recht in Betracht. Die Geschichte strebt eine Reproduktion vergangener Vorgänge und die Aufdeckung singulärer Zusammenhänge an, mit nur wenigem Interesse für die allgemeinen Grundlagen gesellschaftlicher Gestaltung. „Und doch ist die Erkenntnis der die menschliche Gesellung bindenden psychischen Kräfte von der größten Bedeutung für das Wohl der Einzelnen wie der Gemeinschaft. Dieser Gegenstand soll in den Mittelpunkt der vorliegenden Zeitschrift gerückt werden." In seinen methodologischen Ausführungen betont Thurnwald, zu welchen Fehlern es führen kann, wenn man die menschliche Gesellung, die Gruppe, als eine isolierte und einheitliche Erscheinung betrachtet. Das gesellige Leben stellt nur eine Komplementärerscheinung zum individuellen Leben dar. Das, was Gesellschaftsleben genannt wird, besteht nur in einer Abstraktion von Vorgängen, die sich in vielen Einzelmenschen abspielen. Daher müssen alle Begriffe von einer Art sozialer Überseele (Volksgeist, Gruppenseele, Zeitgeist u. dgl.) abgelehnt werden, wenn sie anders als in bildlichem Sinne oder anders als nur zusammenfassend und vereinfachend gebraucht werden. „Hier scheiden sich unsere Wege von Steinthal und Lazarus und auch von Wundt." Diese

grundsätzliche Hervorhebung der Biologie und der Psychologie des Einzelmenschen in der Untersuchung kollektiver, gesellschaftlicher Erscheinungen und Vorgänge soll ein besonderes Merkmal dieser Zeitschrift sein.

Malinowski, B.: Forschungen in einer mutterrechtlichen Gemeinschaft. (I. Jg., Heft 1 und 3.)

Der Verfasser, Dozent der sozialen Anthropologie an der Universität London, der mehrere Jahre auf den Trobriandinseln, östlich von Neu-Guinea, verbracht hat, ist den Lesern der „Imago" nicht unbekannt. (In „Imago" X, 1924, hat er eine längere Studie über „Mutterrechtliche Familie und Ödipuskomplex" veröffentlicht.) Die Schilderung der mutterrechtlichen Gemeinschaft schließt Malinowski mit der Feststellung ab: „Die Gemeindeorganisation der Trobriandinsulaner zeigt uns trotz ihrer streng mutterrechtlichen Grundlage und des großen Einflusses der Frauen auf allen lebenswichtigen Gebieten den Mann als den Gestalter des Daseins und als Träger der Macht."

Preuss, K. Th. (Berlin): Die Erd- und Mondgöttin der alten Mexikaner im heutigen Mythus mexikanischer Indianer. (I. Jg., Heft 2.)

Der Verfasser analysiert eine von ihm selbst im Süden des mexikanischen Staates Durango aufgezeichnete Indianermythe über die schreckliche Mondgöttin *„Tepusilam"* (die Alte aus Kupfer). Bemerkenswert ist die Mitteilung, daß bei den alten Mexikanern die Sterne gegenüber dem Monde als Großväter, bzw. Väter bezeichnet werden. Die jetzige Sonne und der jetzige Mond gelten als ganz späte Gebilde, auf Geheiß der älteren Götter entstanden. Auch die Menschen gelten als Väter des Mondes, was wohl aus der Auffassung über die Sternnatur der Verstorbenen folgt.

Nieuwenhuis, A. W. (Leiden): Der primitive Mensch und seine Umwelt. (I. Jg., Heft 4, und II. Jg., Heft 1.)

Gestützt hauptsächlich auf Beobachtung an Malaien des indischen Archipels (hauptsächlich an Dajaks auf Borneo), versucht Nieuwenhuis nachzuweisen, daß man den primitiven Völkern das kausal-logische Denken nicht absprechen kann. Es führt nur ein verborgenes Dasein im Geistesleben der Primitiven, weil diesen Völkern die Stütze, die die Naturwissenschaften einer modernen Lebensgemeinschaft bieten, vollkommen fehlen.

Thurnwald, Richard: Führerschaft und Siebung. (II. Jg., Heft 1.)

Das gesellige Leben äußert sich in Vorgängen innerhalb unzähliger größerer und kleinerer Gemeinschaften, die durch verschiedene Betätigungsarten des Menschen, wie Sprache (z. B. in der Nation), Recht (im Staat), Beruf (in der Gewerkschaft), Religion (im Konfessionsverband), Sexualität und Fortpflanzung (in Ehe und Familie), Wohnsitz (in der Stadt), Machtstreben (in der politischen Partei), ideelle Bestrebung (z. B. in der Alkoholgegnerschaft), Vergnügen (z. B. im Sportklub) usw., verbunden sind und sich überschichten und überkreuzen.

Ein Individuum hat nach verschiedenen Richtungen und in verschiedener Stärke Anteil an diesen Vorgängen, indem es gleichzeitig einer Nation, einer Partei, einem Verein usw. angehört. Die Einzelpersonen sind in ihrer Besonderheit schon je nach Zugehörigkeit zu den verschiedenen Verbänden bis zu einem gewissen Grade gekennzeichnet. Die Eigenart und Besonderheit der Einzelnen ist das, was vor allem gesellig „verzahnend" wirkt. Jede Persönlichkeit wird durch bestimmte, hervorstehende konstitutionelle Anlagen, Begabungen getragen. Über der bloß qualitativen Verschiedenheit der Anlagen gibt es auch eine quantitative. Dementsprechend ergeben sich bei Einzelnen — universelle, häufiger nur partielle — Überlegenheiten, die Grundlagen der Führerschaft werden. Vor allem erscheint die Führung in zwei Grundtypen: in dem Typ der Werke Schaffenden, der Menschen mit Glanzleistungen, der vorbildlich Wirkenden (die nicht von Mensch zu Mensch, sondern wesentlich durch ihre Leistungen wirken, dabei persönlich Einsiedler sein können, der Kunst der Menschenbehandlung nicht bedürfen); dann aber in dem anderen Typ von Führern, die man „politische" Führer nennen könnte: es sind Persönlichkeiten von vitaler Überlegenheit oder doch solche, die den Eindruck derartiger Überlegenheit erwecken. Wesentlich für sie ist die Fähigkeit des Vordenkens und Vorhandelns, der Übernahme der Verantwortung gefährlichen Situationen der Masse gegenüber.

Innerhalb der geführten Gemeinschaft machen sich verschiedene Strömungen geltend. Sie entspringen: 1) der Schichtungstendenz, dem Übereinander und Untereinander. In der Gemeinde sondern sich ähnlich veranlagte Führerpersönlichkeiten aus, unter denen ein Ringen um die Macht angeht. 2) Möglich gemacht wird dieser Kampf um die Macht nur durch die willige Gefolgschaft, die jeder der Kandidaten findet, durch „Kristallisationstendenzen". Zur Bezeichnung der steten Verschiebung der Stellung, die die Personen einer Gruppe gegeneinander und zur Gesamtheit einnehmen, führt Thurnwald (in Anlehnung an den biologischen Begriff der Auslese) den Begriff der „Siebung" ein. Überlieferungen und Bindungen stellen gesellschaftliche Schranken dar, zwischen denen sich der Einzelne hindurch bewegen muß. Leute mit grausamen Anlagen, gegen die sich Paragraphen über Mord, Totschläge und Körperverletzung richten, können z. B. durch Ereignisse, wie Entfeßlung von Bindungen im Kriege in ihrer Entfaltung begünstigt, in den Vordergrund gerückt, „ausgesiebt" werden. Da der Siebungsvorgang als der Lebensträger einer Gesellungsform zu betrachten ist, führt sein Versagen zum Verfall der betreffenden Gesellungsorganisation. Die Siebung ist ein Prozeß, der wie jeder Lebensprozeß nur bis zu einem gewissen Grade beeinflußbar ist, im Grunde aber zufolge seiner Kompliziertheit sich der menschlichen Lenkung in nicht unerheblichem Maße entzieht.

Schneersohn, Prof. Dr. F., Psychiater und Heilpädagoge in Berlin: Die Kritik der Lehre von psychischer Infektion (resp. psychischer Epidemie) und die objektive Aneignungstheorie. (II. Jg., Heft 2.)

Schneersohn kritisiert das gewagte Bild der seelischen Ansteckung; es habe zu voreiligen Schlüssen in der Soziologie und Psychologie geführt, ins-

besondere bei Anhängern der Nachahmungs- und Suggestionstheorie (Le Bon, Bechterew). „Es kann nicht geleugnet werden, daß das Bild mancher Ideenausbreitung häufig dem Bild der psychischen Infektion auffallend ähnelt. Zuweilen werden Ideen in der Tat seuchenartig rasch und unüberwindlich von einer Person auf viele andere übertragen. Wie es häufig in der Wissenschaft der Fall ist, veranlaßt die äußere oder bildliche Ähnlichkeit zweier verschiedener Erscheinungen, der Bequemlichkeit halber, zu gleicher Wortbezeichnung, die aber unmäßig ausgiebig und kritiklos gebraucht, in verhängnisvoller Weise das spezifische Wesen der Erscheinungen verwischt." In sporadischen Fällen kommt wohl eine psychische Infektion zustande. Französische Forscher (Régis, Marandon de Montye u. a.) unterscheiden drei Formen der psychischen Infektion: 1) *folie simultanée:* zwei Personen fallen unabhängig voneinander unter der Einwirkung gleicher Ursachen der gleichen Geisteserkrankung anheim; hier liegt keine Ansteckung vor. 2) *folie imposée:* die Wahnideen des Geisteskranken A. übergehen auf seinen moralisch oder intellektuell minderwertigen Wohngenossen B.; hier liegt bloß eine Beeinflussung, keine Ansteckung vor, bei B. ist keine eigentliche Geisteskrankheit entstanden, der Einfluß ist vorübergehend und hört bei Trennung von A. und B. auf. 3) Die *folie communiquée* stellt in der Tat eine psychische Infektion dar: die Geisteskrankheit von A. geht auf den bisher gesunden B. über und entwickelt sich bei diesem auch nach der Trennung von A. fort. Schwerer ist die Untersuchung der angeblichen psychischen Masseninfektionen. Geht man von der üblichen, willkürlich weitgehenden Auffassung der psychischen Epidemie aus, so läßt sie sich in folgende Formen einteilen: 1) psychopathische Epidemie — 2) psychopathische Beeinflussung — 3) psychische Massenerkrankung — 4) ungewöhnliche, sozial-historische Vorgänge (wie Krieg, Revolution). Von den vier genannten Formen kann nach Schneersohn nur die psychopathische Epidemie unter den Begriff der psychischen Masseninfektion gebracht werden.

Benario, L., Leiter des Instituts für Zeitungskunde an der Handelshochschule Nürnberg: *Zur Soziologie der Zeitung.* (II. Jg., Heft 2.)

Die Leserschaft einer Zeitung stellt das dar, was Le Bon eine psychologische Masse genannt hat, deren Zustandekommen nicht nur durch die gleichzeitige Anwesenheit mehrerer Individuen an einem einzigen Orte bedingt wird.

Alles, was die Phantasie der Masse erregt, stellt sich in der Form eines packenden und klaren Bildes dar. Die Masse denkt in Bildern.

Voraussetzung für die Wirkung suggestiver Einflüsse auf die Masse ist, daß die Zeitung als Autorität auftritt. Triftige Gründe der Zeitung sprechen für die Aufrechterhaltung der Anonymität der redaktionellen Beiträge.

Eine soziologische Aufgabe bildet die Untersuchung von Einzelmenschen, Gesellschaftsgruppen, Nationen, historischen Entwicklungsphasen daraufhin, wieviel von den unendlich verschlungenen Beeinflussungen und Reaktionen auf fremde „Aktionen", auf fremde Wirkungen und Einflüsse zurückzuführen ist. (Benario zitiert Freud: „Jeder Einzelne hat Anteil an vielen Massenseelen.") Was entfällt davon quantitativ und qualitativ auf die tägliche Zeitungslektüre?

Park, Prof. Robert E., Chicago: Die Stellung von Gruppe und Einzelmensch in der Gesellschaft. (II. Jg., Heft 3.)

Park erörtert, welche Bedeutung die räumlichen Beziehungen (z. B. in einer Stadtgemeinschaft), bzw. die moralischen Beziehungen zwischen den Einzelnen, für die Psychologie der Gemeinschaft haben.

Plaut, Paul: Das soziologische Element in der »Individualpsychologie«. (III. Jg., Heft 1.)

Es ist nach Plaut der Kernfehler der Adlerschen Individualpsychologie, soziologische und pathopsychologische Momente in einer Theorie derart zu verschmelzen, daß sich neben der bloßen Theorie auch allgemein gültige, praktische und therapeutische Gesichtspunkte und Leitlinien ergeben. Die Adlersche Lehre gehe nach verschiedenen Richtungen auseinander, ohne in irgendeinem Punkte zur völligen Klarheit der eigenen Ziele zu gelangen. Die Individualpsychologie überwerte die Persönlichkeit insofern, als sie zunächst aus der Gemeinschaft losgelöst wird, um erst nach Durchsetzung individualer Eigenarten in eine spezifisch geformte Gesellschaft funktionell eingeordnet zu werden. Das eigentlich soziologische Problem, das Wie der Beziehung und Beziehungsmöglichkeit zwischen Individuum und Gesellschaft werde nicht analysiert. Die Individualpsychologie bleibe in bloßer Dialektik stecken.

Busse-Wilson, Elisabeth: Der russische Mensch. (III. Jg., Heft 2.)

Behandelt eingangs die Psychologie der russischen Feudalen, die nicht nur Großgrundbesitzer waren, sondern zugleich Großseelenbesitzer. Treten Menschen dieser von Machtfülle übersättigten Schicht auf das geistige Gebiet hinüber, so entfalten sie selbst in ihren begabtesten Vertretern einen geistigen Despotismus und naiven Subjektivismus, eine verblüffende Unfähigkeit zu Selbstkritik, die sich als seelische Erbeigenschaft aus der innerlich erschütterten Vormachtstellung ergibt. (Wird an Tolstoi exemplifiziert, als dessen deutsche Parallele Keyserling dargestellt wird.) — Im Kapitel „Der Bauer" wird auseinandergesetzt, wie die Erlösungssehnsucht des russischen Menschen, die „Sündenlosigkeit" als Ziel seiner Ethik identisch werden mit einer politischen Frage: das leidende Volk von leiblicher und seelischer Not befreien! Das Schuldgefühl des Russen wird abgelenkt vom eigenen Ich auf das Kollektiv-Ich. Der russische Sozialethiker fordert Sühnung der Sozialschuld, die Selbsterniedrigung. Die Übersteigerung des russischen Schuldbewußtseins konnte entstehen, weil der Russe der Welt ohne Vermittler gegenübersteht: das griechisch-orthodoxe Christentum war ohne die geistige Initiative der römischen Kirche und ohne die ethische Führung des Protestantismus. — Die Staats- und Kulturprinzipien des Bolschewismus (gegen Privateigentum, gegen Familie, gegen Individualismus) erklärt sich aus dem Tiefenhaß gegen den Gottglauben. Der antiindividualistische Gotteshaß des revolutionären Russen ist eng verknüpft mit seiner Urfeindschaft gegen die Monarchie. Der eine unerschütterliche Gott-Zar-Staat war gemäß dem in der russischen Familienpraxis noch stark leben-

digen Patriarchalismus — der Vater aller Russen. Es gab eine irrationale Bindung an ihn. „Für den bewußten und intellektuellen Russen war daher der Herzenshaß gegen den Gott-Vater-Zar das Feuer, aus dem sich seine geistigen Energien nährten. Seine nationalste Aufgabe war erfüllt, als ihm — analytisch gesprochen — der Vatermord endlich gelungen war." Der Mann allerdings, der diese Tat für sein Volk vollbrachte, ist nach seinem Tode zum Gott und zum Heros seines Volkes geworden. So fand das russische Volk im Helden-Heiligendienst für den Leichnam Lenins seinen Gott-Vater wieder.

Roffenstein, Gaston (Wien): Zur Psychologie der politischen Meinung. (III. Jg., Heft 4.)

Das Parteileben ist in doppelter Hinsicht irrational: erstens hinsichtlich der Ziele, die nicht im Zweckrationalen liegen, zweitens aber auch hinsichtlich der Sozialtheorien, die jede Parteibestrebung sich aufbaut und deren „katathymer" Charakter sich aufdrängt. Aber auch die Wahl der Mittel ist irrational. Die so schlecht realitätsangepaßten extremen Tendenzen von rechts und links, die überwertigen Ideen des „Siegfriedens" einerseits und der Weltrevolution anderseits seien Beispiele aus der jüngsten Zeit. — Doch dürfe der Hinweis auf das Emotionelle des politischen Lebens nicht für dessen Minderbewertung ausgenützt werden: „denn die Leidenschaften des politischen Lebens können wohl einerseits von Übel sein, anderseits aber verleihen sie ihren Trägern die Möglichkeit von Betätigung und seelischer Entspannung; manches sonst Unerledigte fließt in den Strom des politischen Affektes ein."

Merzbach, Dr. Arnold, und Dr. Walther Riese: Sprachpsychologische Parallelen zu sprachlichen Iterativbewegungen (Palilalie). (IV. Jg., Heft 1.)

Nach Souques und Brissaud bezeichnet man als Palilalie pathologische Wort- oder Silbenwiederholungen. Zuweilen tritt sie auch in der Schriftsprache auf als paligraphische Schreibstörung. Die Verfasser haben sich die Aufgabe gestellt, an Sprachmaterial einer alten Kultursprache, des Hebräischen, die Fälle zu untersuchen, in denen ohne Vorliegen krankhafter Ursache, der sprachliche Ausdruck iterative Merkmale annimmt. Es wird zunächst iteriert, wenn ein außerordentlich starker Affekt vorliegt. So weist z. B. Davids Klage um Abschaloms Tod zahlreiche Iterationen auf: *bnij abschalom bnij bnij abschalom* ... usw. (mein Sohn Abschalom, mein Sohn, mein Sohn Abschalom usw.). Als Ausdruck tiefster Entrüstung über eine ungeheuerliche Zumutung finden wir (2. Sam. 20, 20): *chalilah chalilah* (fern von mir, fern von mir). Hieher gehört auch die Dopplung der sonst üblichen Farbenbezeichnungen *adom* = rot und *jaraq* = gelb, bei der von Abscheu begleiteten Beschreibung des Aussätzigen (Lev. 13 u. 14) zu *adamdam* und *jraqraq* (etwa: „rorot" und „gegelb"). Des ferneren wird iteriert, wenn durch Wiederholung eines Satzteiles, eines Wortes oder einer Silbe eine Intensivierung des Redeinhaltes erreicht werden

soll. Das persönliche Erlebnis der Allmacht Gottes findet bei Jes. 6, 3 seinen Niederschlag in dem bekannten dreifachen *qadosch qadosch qadosch* (heilig, heilig, heilig). Resigniert von der Unergründlichkeit der Weisheit sagt der Prediger (7, 24): *w'amoq amöq* (und tief, tief . . ., wer könnte sie finden). Originell ist die dem Trunkenen in den Mund gelegte strikte Ablehnung des Gesetzes bei Jesaja (28, 10 u. 13): *zaw lazaw zaw lazaw qaw laqaw qaw laqaw s'er schom s'er schom* („Gesetz auf Gesetz, Gesetz auf Gesetz, Gebot auf Gebot, Gebot auf Gebot, da ein bißchen, da ein bißchen"). Jesaja (51, 9; 52, 1) richtet das niedergeschlagene Volk: *urij urij* (steh auf, steh auf). Das begehrte Ziel wird intensiviert in Esaus Gier (Gen. 25, 30): *haadom haadom* (vom Roten, vom Roten laß mich doch schlürfen). Die völlige und sichere Vernichtung Babylons soll die doppelt angewandte Wortneubildung *tata* wiedergeben: „Ich fefege sie hinweg mit dem Fefeger" (Jes. 14, 23). Schließlich wird iteriert, wenn ein primitiver Sprachgebrauch vorliegt. Das Primitive dieser Gruppe besteht darin, daß die Vielzahl einer Erscheinung durch Wort- oder Silbenverdopplung charakterisiert ist. Durch Wortverdopplung wird z. B. die Distribution einer Menge ausgedrückt, z. B. (Ex. 16, 5) *baboqer* (an jedem Morgen). In diesem Zusammenhang wird auch auf die reichlichen Iterierungen der Kindersprache hingewiesen und damit auch der ontogenetisch-primitive Charakter dieser Sprachbildungen wahrscheinlich gemacht. Das archaische Moment der Iteration erscheint auch in einer Reihe von Orts- und Personennamen in der Bibel: z. B. *lijlijth*, der bekannte Name des sagenreichen weiblichen Nachtdämons von *lij*, dem Wortstamm für Nacht.

Eliasberg, Dr. W. (München): Über sozialen Zwang und abhängige Arbeit mit Bemerkungen über die Beziehung von Psychoanalyse und Sozialwissenschaft. (IV. Jg., Heft 2.)

Auf das Referieren dieser Abhandlung kann hier verzichtet werden, da sie *in extenso* in dem vor kurzem erschienenen „Almanach 1929 des Internationalen Psychoanalytischen Verlages" abgedruckt worden ist.

Sérouya, Henri (Paris): Die Rolle von Individuum und Gesellschaft beim Hervorrufen von Kriegen. (IV. Jg., Heft 3.)

Um die zu Kriegen führende Leidenschaft innerhalb der Gesellschaft zu entfachen, muß der Führer oder Organisator Beweggründe vorbringen, die sich mit der herrschenden Geistesrichtung in Einklang bringen lassen. Die glühenden Worte des Kriegshetzers verbergen seine Gewinnsucht, seine Ruhmsucht, seinen Sadismus. („Die Presse ist dabei oft ein verabscheuungswürdiges Werkzeug in der Hand nicht minder verabscheuungswürdiger Persönlichkeiten.") Krieg kann durch die aktive Intervention des Individuums hervorgerufen werden, indem es innerhalb des Gesellschaftsrahmens bereits vorhandene Machtfaktoren zu weiterer Entfaltung bringt. Der Mensch wird durch seine Affekte an der Wahrnehmung und Erkennung der Wirklichkeit behindert. Die potentiellen Eindrücke beim Wahrnehmen des Objektes haben so sehr das Übergewicht über die augen-

blicklichen Eindrücke, daß Wahrnehmen „schließlich nichts anderes mehr ist, als eine Gelegenheit, sich zu erinnern" (Bergson). Die (religiösen, völkischen, wirtschaftlichen, imperialistischen) Vorwände für Kriege werden auf Grund des Nichtverstehens der Wirklichkeit und ihrer gefühlsmäßigen Auslegung begreiflich. — Freud wird wiederholt zitiert („erklärt in wundervoller Weise die Grundursache der ewigen Uneinigkeiten innerhalb der Familien und der Gesellschaftsgruppen").

*

Von den hier nicht referierten Aufsätzen der ersten vier Jahrgänge der „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Soziologie" seien einige noch namentlich angeführt. Aus dem I. Jahrgang (1925): Delbrück, Das Alkoholverbot in Amerika; Michels, Zur Soziologie von Paris; Schultz-Ewerth, Die schwarze Gefahr. — Aus dem II. Jahrgang (1926): Karo, Der geistige Krieg gegen Deutschland; Kulenkampff-Pauli, Ehe und Familienrecht im heutigen Rußland. — Aus dem III. Jahrgang (1927): Savorgnan, Krieg, Auslese und Eugenik; Rätsch, Der Okkultismus als soziologisches Problem. — Aus dem laufenden IV. Jahrgang (1928): Eschmann, Zur politischen Struktur des Mittelalters; Woldt, Die Fabrik als Umwelt des Arbeiters; Karvas, Zur Soziologie der französischen Inflation.

Der besonders stark ausgebaute und sorgfältig gegliederte Referatenteil der Zeitschrift (sein Umfang übertrifft den Raum, den die Abhandlungen einnehmen) muß ausdrücklich erwähnt werden. In der Referatenrubrik sind auch psychoanalytische Veröffentlichungen gelegentlich berücksichtigt.

A. J. *Storfer* (Wien)

„Zeitschrift für psychoanalytische Pädagogik"

II. Jahrgang, Heft 4-5-6, *Sonderheft* »Onanie«.

In „einleitenden Bemerkungen" teilt die Redaktion mit, Freud habe auf die Einladung, sich an der Besprechung der Onaniefrage zu beteiligen, geantwortet: „Ich habe meinen Beitrag zur damaligen Onaniediskussion durchgesehen und mit Erstaunen bemerkt, daß meine Kenntnisse seither keine Fortschritte gemacht, daß ich also nichts hinzuzufügen habe." Er hat im wesentlichen recht. Die Lektüre dieses fast 100 Seiten dicken Büchleins gibt, so wertvoll sie für den mit der Psychoanalyse noch nicht sehr vertrauten Pädagogen sein mag, dem psychoanalytisch Gebildeten recht wenig Neues. Wahrscheinlich ist das aber nicht nur eine Folge der Unzulänglichkeit unseres Wissens, sondern der immer noch von der alten Pädagogik her beherrschten Problemstellung, in deren Mittelpunkt die Frage steht: Was soll der Erzieher tun, wenn ein Kind onaniert? Darauf ist aber prinzipiell keine Antwort möglich, weil Onanie

keine psychologische Einheit ist, sondern eine bestimmte Art der Triebabfuhr. Ihre Bedeutung hängt davon ab, welche Triebe so abgeführt werden, und wie Triebe und Abfuhrmethode in der Gesamtpsyche eingestellt sind. „Psychologie der Onanie" fiele deshalb zusammen mit „Sexualpsychologie" überhaupt.

Am nachdrücklichsten wird von sämtlichen Autoren betont: Die Onanie als solche ist gewiß nicht so schädlich wie es früher immer und auch heute noch vielfach dargestellt wird. Während manche Autoren, wie Freud selbst, noch an einem Zusammenhang von Onanie als Triebexekutive überhaupt und Neurasthenie festhalten, sind diesmal die Stimmen viel zahlreicher, die, wie seinerzeit Stekel, die volle Unschädlichkeit der Onanie als solcher lehren; am klarsten vertritt dies Reich, der seine früher gegebenen Ausführungen über die infantile Onanie (siehe Referat Imago, Bd. XIV, 1927, S. 408) in übersichtlicher und einleuchtender Weise wiederholt. Friedjung berichtet, daß er trotz strenger Beobachtung niemals einen Schaden infantiler Onanie gesehen hätte, auch Hitschmann spricht von einem „physiologischem Minimum der Onanie", wie überhaupt mehrfach betont wird, daß Mangel an Onanie, vor allem Ausbleiben der Pubertätsonanie, ein Zeichen schwerster früher Verdrängungen und als solches viel gefährlicher ist als exzessive Onanie (Sadger und Reich). Reich meint: „Es ist noch immer günstiger, daß eine ahnungslose Erziehung die Onanie fixiert, als daß sie sie völlig unterbindet oder gar nicht zustande kommen läßt. Versuche ‚fortschrittlich' denkender Erzieher, von der Onanie ‚sanft abzulenken', muß man vorsichtig beurteilen." —. Auch die aktualneurotischen (neurasthenischen) Konsequenzen werden von Hitschmann und Reich nicht als Folgen der Onanie, sondern nur als Folgen der gestörten Onanie aufgefaßt. — Ist die Onanie ungefährlich, was ist denn für die schweren psychischen Veränderungen mancher Onanisten verantwortlich? Auch darauf antworten alle Autoren so wie die Teilnehmer an der Wiener Diskussion geantwortet hatten: Die Phantasien und der Abwehrkampf, wie es Meng ausdrückt. Davon, daß es wirklich so ist, überzeugen besonders die Beispiele von Zulliger und der Fall von Erwin Hirsch, wo ein Onanieverbot als ganz isolierter Erziehungsfehler eine Angsthysterie hervorrief. — Der Abwehrkampf ist also in oberflächlicherer Schichte zunächst abhängig von den Onaniekonflikten der früheren (erziehenden) Generation. Daß die Frage, warum die Erziehung denn überhaupt sich gegen die Onanie wendet, das eigentliche psychologische Onanieproblem ist, wird in voller Schärfe wieder nur von Reich betont. Doch spricht auch Chadwick von der „allgemeinen Verschwörung zur Verleugnung", Alfhild Tamm macht interessante Feststellungen über das Verhalten von Eltern zur Onanie ihrer Kinder, Zulliger und Schneider betonen die Bedeutung des Unbewußten der Erzieher. Landauer macht darauf aufmerksam, daß es dafür charakteristisch ist, daß von den zwei gebräuchlichen Bezeichnungen für Selbstbefriedigung der eine, Onanie, eine Entstellung des Begriffes, der andere, Masturbation, eine solche der Laute enthält. Die Erziehungsverbote wecken Kastrationsangst und die bedrohten Kinder haben alle Konflikte eines verstärkten Kastrationskomplexes zu tragen, was unter anderen Graber, der verschiedene Beispiele von Drohungswirkungen mitteilt, Hitschmann, der seinen Beitrag geradezu „Auf der Höhe der Entmannungs-

angst" nennt, Sadger und Reich betonen. — Das geweckte Schuldgefühl ist in tieferer Schichte abhängig von der Natur der Phantasien, d. h. vom Ödipuskomplex, worauf Schneider und Reich besonders hinweisen. Die Onanie spielt dann die Rolle des „Opferlamms" (Meng), auf das die Ödipusschuldgefühle verschoben werden, was erklärt, warum so viele Patienten sich nicht ausreden lassen wollen, daß die Onanie sie ins Verderben gestürzt habe. Von den Onanieselbstbeschuldigungen der Psychosen weist Landauer nach, daß sie aus Identifizierungen mit den onanieverbietenden Eltern stammen. Nur Schneider meint im Gegensatz zu allen anderen Autoren, daß die Onanieschuldgefühle auch daher stammen, daß das Verharren bei der Onanie biologisch falsch sei, weshalb der Organismus ein Störungssignal gäbe. — Aufgabe einer neurosenprophylaktischen Erziehung wäre also, diese Konflikte möglichst zu vermeiden. Wie das gemacht werden kann, zeigt Zulliger an praktischen Beispielen, Chadwick hält die möglichste Ausschaltung der libidinösen Beteiligung der Mutter an der Säuglingspflege für wesentlich, andere Autoren halten ein erzieherisches Eingreifen wegen Onanie überhaupt für gänzlich überflüssig. Mit den Onanieverboten wurde so viel Unheil angerichtet; warum sollte nicht der Versuch mit der vollen Onanietoleranz gemacht werden, da ja anzunehmen ist, daß mit Eintritt der Latenzzeit, bzw. mit der Aufnahme des Geschlechtsverkehres die physiologische Onanie von selbst schwinden werde. Dafür tritt Landauer ein und dafür scheinen auch die Versuche von Wera Schmidt zu sprechen, obgleich das Kinderheimlaboratorium in Moskau zweierlei Arten von Onanie unterschied; nur dort, wo sie Reaktion auf physiologische Reize war, wurde nicht eingegriffen, wo sie aber Reaktion auf äußere Versagungen zu sein schien, suchte man die Versagungen wieder aufzuheben.

Leider atmen einige Beiträge noch einen anderen Geist, der nicht allzu verschieden scheint von dem des von Friedjung zitierten Villinger, der nach Nachweis der Unschädlichkeit der Onanie dennoch forderte, man müsse „die Schlange der Onanie abwürgen". Das gilt schon etwas von der Arbeit von Leonhard Schwarz, der sich sehr um Objektivität bemüht, aber von den alten Einstellungen nicht ganz loskommt, weit mehr aber von der von Ziegler, von dessen Nacktkultur- und Diätbegeisterung die Redaktion in einer Vorbemerkung abrückt. (Warum druckt sie ihn dennoch ab?) Ziegler behauptet unter anderem, daß „kein Vernünftiger bestreiten kann, daß durch die Onanie wirklicher Schaden angerichtet werden kann", daß man nach onanistischen Akten im Gegensatz zu Geschlechtsakten nicht einschläft, daß man nur nach Diätfehlern oder mechanisch bedingter Unterleibshyperämie Pollutionen habe, und sagt auf derselben Seite, auf der er fordert, „man muß bei der Beurteilung der Onanie mit den Worten Laster und Sünde gänzlich aufräumen", man solle „Menschen, die auf geschlechtlichem Gebiete sündigen", nicht verurteilen, und zwei Seiten vorher: „Der eine von kraftvollem Körper sündigt viel . . ." Therapie gegen die Onanie: „Man wandere, man lese interessante Reisebeschreibungen, musiziere, . . . schließe sich einem Sport- oder Turnverein an . . ." usw. Ganz unangenehm ist auch die Arbeit des Strafanstaltsoberlehrers Fritz Kleist, „Sehnsucht und Erfüllung. Heilung eines Onanisten".

Für den Psychoanalytiker interessant sind die Ausführungen von Sadger über die entsühnende Funktion des Samenverlustes, die Mitteilung Federns, daß nach Freuds Meinung nur diejenigen ehemaligen Onanisten zu Wahrheitsfanatikern werden, deren Onanie unentdeckt blieb und die die Onanie aus eigener Kraft aufgegeben haben, und die kasuistischen Beiträge, besonders die von Gertrud Behn-Eschenburg, die unter anderem eine Illustration für den primären Penisneid nach Freud bringt und von den Ödipusregungen einer Zweieinhalbjährigen berichtet, die von Hedwig Schaxel und zwei anonym erschienene. — Manchmal ist aber auch die Ausdrucksweise etwas verwirrend, so wenn Chadwick von „Ungeschehenmachen" spricht, wo „Verdrängen" im eigentlichsten Sinne gemeint ist.

Da manche Stellen des Heftes davon überzeugen, daß auch heute noch Auffassungen verbreitet sind, die den von Meng referierten von Kant, bzw. Tissot nahestehen, so der von Friedjung zitierte Versuch Neters, alle onanierenden Kinder der Epilepsie zu verdächtigen, oder vor allem die Mitteilungen Zulligers darüber, daß Kinder wegen Onanie aus Schulen ausgeschlossen, ja der Fürsorgeerziehung übergeben wurden, kann man nicht daran zweifeln, daß auch dieses Heft eine dankenswerte Aufklärungsarbeit leistet. Es ist zu wünschen, daß es recht viel in die Hände von von der Psychoanalyse noch unberührten Erziehern gelange!

II. Jahrgang, Heft 7.

Die alte Frage „Ist Psychoanalyse eine Weltanschauung?", die ebenso oft von Psychoanalytikern entschieden verneint, wie von Gegnern bejaht worden ist, wird endlich von Bernfeld in ausgezeichneter begrifflicher Klärung untersucht. Sein Resultat lautet: „Die Psychoanalyse ist keine Weltanschauung, sondern eine Wissenschaft. Aber eine Wissenschaft von so eigenartigem Charakter, daß sie zwar alle Weltanschauungen mit Fakten versorgt, jedoch bei heutiger Kampflage der Menschheit für die verschiedenen Weltanschauungslager sehr verschiedenen Wert hat, dem einen Waffe, dem anderen Angriff bedeutet." Ihr an sich bloß wissenschaftlicher Nachweis, daß Religion, Kultur, Kunst, Moral geworden und bedingt sind, muß bei der gegenwärtigen Klassenlage als Sprengstoff wirken, muß als gegen die bürgerliche Kultur gerichtet perzipiert werden. — Seine Stellungnahme innerhalb der Weltanschauungslager aber muß jeder einzelne unabhängig von der Psychoanalyse treffen.

Weit weniger klar sind die Untersuchungen von Büttner zur gleichen Frage, da er, nach dem Nachweis, daß Psychoanalyse als Wissenschaft naturalistisch, Ethik aber als wertende Disziplin supranaturalistisch sein muß, doch eine neue naturalistische Ethik fordert, die die Konsequenz der psychoanalytischen Moralpsychologie sein könnte, wobei wieder einmal verkannt wird, daß aus der Psychogenese eines Wertes niemals etwas über seine Gültigkeit oder Ungültigkeit folgen kann.

Kuendig setzt seine „psychoanalytischen Streiflichter aus der Sekundarschulpraxis" fort, denen leider, wie auch schon aus ihrem ersten Teile hervorging (siehe Referat Imago, Bd. XIV, 1928, S. 414), das natürliche unbefangen-

herzliche Verhältnis zu den Kindern, das etwa aus allen Arbeiten von Zulliger spricht, abgeht.

Den hundertsten Geburtstag Ibsens feiert Schneider mit einer psychoanalytischen Untersuchung der Mutter-Kind-Beziehungen in seinen Dramen. — Mannheim berichtet von einem fünfzehnjährigen Mädchen, das nach einem sexuellen Erlebnis fürchtete, ein Kind zu bekommen, und dabei unter hysterischen Begleiterscheinungen das Bett mit Kot und Urin beschmutzte.

II. Jahrgang, Heft 8, 9.

Das Heft bringt den Abdruck zweier interessanter Vorträge: Den einen hat Ferenczi im Juni 1927 in London in der British Psychological Society gehalten. Er enthält den Leitsatz, daß nicht nur das sich entwickelnde Kind sich an die Familie anzupassen habe, sondern auch die Familie an das Kind, und daß diese Anpassung mit dem Verständnis beginne. Den Weg aber zum Verständnis des Kindes bereite die Psychoanalyse. Trotz der ganz voraussetzungslosen und allgemeinverständlichen Art der Darstellung vermag Ferenczi in seinem bekannten freundlichen Ton im Rahmen des kurzen Vortrages alles Wesentliche auseinanderzusetzen, was die Psychoanalyse über Triebleben, Idealbildungen und den zwischen beiden sich in der Kinderseele abspielenden Konflikten zu sagen weiß. Erwähnenswert ist, daß Ferenczi von der Rankschen Theorie vom Geburtstrauma nun schon so weit abrückt, daß er meint, die Geburt sei für das Kind überhaupt kein so schweres Erlebnis: „Es würde tatsächlich ein Trauma sein, wären nicht Lungen und Herz so gut ausgebildet; so aber ist die Geburt eine Art Triumph, der normalerweise für das ganze Leben vorbildlich bleibt." Nach analytischer Erfahrung seien die Erschütterungen von Entwöhnung, Reinlichkeitserziehung, Autoerotikverboten, Scheitern des Ödipuskomplexes unvergleichlich schwerwiegender als die Geburt. — In praktischer Hinsicht scheint es Ferenczi ganz selbstverständlich, daß man neurotische Kinder analysieren müsse; für normale Kinder bringe die amerikanische, von psychoanalytisch gebildeten Lehren geleitete Waldenschool viel Gutes; bezüglich der Koedukation meint Ferenczi, daß man „eine bessere Art finden" müsse, „die Geschlechter zusammenzubringen", ein Zusammenpferchen mit gleichzeitigem Zwang zur Verdrängung der sexuellen Regungen begünstige nur die Neurosenbildung.

Furrer hielt im Januar 1928 vor den Schulpflegern des Bezirkes Zürich einen Vortrag über „heilpädagogische Möglichkeiten beim anormalen Kind". Er berichtet nach der Formulierung allgemeiner Grundzüge der Heilpädagogik über seine eigenen psychologischen und pädagogischen Leitlinien. Die psychologischen sind die der Psychoanalyse. Die pädagogischen sind Offenheit, Geduld, Verpönung aller Strafen außer dem Liebesentzug.

Preiswerk schreibt über die neurotische Grundlage des partiellen Versagens von Schülern: Von fünfzehn Nachhilfeschülern waren in neun Fällen die Ursachen der mangelnden Kenntnisse sicher neurotischer Art. „Helfen kann nur ein psychoanalytisch und, wenn möglich, auch ärztlich ausgebildeter Erzieher."

Die übrigen Beiträge des Heftes haben mehr den Charakter von Materialsammlungen. Die Fälle von Wittels („Verdrängung und Zwangsideen in der Kindheit") erinnern zwar daran, daß es aus didaktischen Gründen notwendig ist, noch viel mehr solche Beispiele einfacher Verdrängungsfakten bei Kindern zu sammeln, ihre theoretische Erörterung ist aber bei der Analyse der Zwänge durchaus unzureichend und zum Teil recht unklar. (Es ist außer von Verdrängung auch noch von einer „Annullierung" die Rede.) — N. Wolffheim bringt eine Sammlung von Material über „erotisch gefärbte Freundschaften in der frühen Kindheit", die sie zu dem zweifellos richtigen Resultat führt: Ehe wir nicht über die psychologische Bedeutung solcher Kinderfreundschaften noch viel genauer Bescheid wissen, „ist es zwecklos und gewagt, irgendwie umleitend oder vermittelnd sich einzumengen". — Kuendig setzt seine „Streiflichter" weiter fort. — Reik teilt eine kleine Beobachtung zur Psychogenese des Mitleids mit. — Pipal erzählt von einem kleinen Jungen, dessen Äußerungen eine Fundgrube für die von der Psychoanalyse behaupteten kindlichen Trieberlebnisse sind. Besonders bemerkenswert ist die ganz primäre Mutteridentifizierung, die den Zweijährigen sich gegen das stehende Urinieren mit der Begründung wehren läßt: „Mama macht auch nicht so", die aber doch nicht verhinderte, daß er mit vier Jahren einen vollkommen positiven Ödipuskomplex in naivster Weise äußert.

Die „Umschau" unterrichtet noch über die erfreuliche rege Propagandatätigkeit der Herausgeber Meng und Schneider, die in den „Ferienkursen Jena", im Kursus „Jugend und Recht" in Saarbrücken und in der Ortsgruppe Stuttgart des deutschen Monistenbundes Vorträge über Psychoanalyse hielten.

II. Jahrgang, Heft 10.

Zulliger berichtet, daß bereits mehrmals Lehrer, die ihre Schüler sexuell aufgeklärt hatten, in schwere Konflikte mit Behörden und Vorgesetzten gekommen sind. Er hält solche Konflikte für durchaus vermeidbar. Äußerlich könne man sich schützen, indem man vorher die Erlaubnis der Eltern einholt. Weit wichtiger aber sei das Innerliche: Es gehe nicht darum, schnell Tatsachen mitzuteilen, sondern die Aufklärung Schritt für Schritt zu geben mit dem Grundsatz, „dem Kinde nichts zu sagen, was es schon weiß, und nichts aufzudrängen, was es noch nicht verstehen kann". Ein Beispiel zeigt, wie das gemeint ist. Wenn Zulliger selbst noch niemals die geringsten Schwierigkeiten gehabt habe, so meint er, sicherlich mit Recht: „Ich glaube, es liegt alles am Wie." (Die auch von Zulliger vertretene weitverbreitete Meinung, das unbefruchtete Ei gehe mit dem Menstrualblut durch die Scheide nach außen ab, ist ein biologischer Irrtum.) — Ein zwangsneurotischer Patient von Sterba mußte als kleiner Junge, wenn er zerbrechliche Gegenstände trug, beten, daß er sie nicht fallen lassen möge; dazu mußte er aber die Hände falten, was oft genug des Fallenlassen der Gegenstände zur Folge hatte. — Auch der letzte Abschnitt der Kuendigschen „Streiflichter" vermag mit seiner Methode nicht zu befreunden. Die Schüleruntersuchungen, die etwa bei Zulliger liebevolles Eingehen bedeuten, muten bei Kuendig oft genug wie unangenehme Ausfragerei an; oft hat man den Ein-

druck, daß Schüler eine Wahrheit, zu der Kuendig sie führen will, längst kennen und sie nicht, wie Kuendig meint, vor sich selbst, sondern nur vor dem Lehrer verschweigen. Wenn Kuendig sich als einen „freien, mit den alten Erziehungspraktiken brechenden Lehrer" bezeichnet, so müssen wir nach seinen Beispielen doch fürchten, daß er diesen Praktiken nicht ganz so ferne steht, wie er meint, auch wenn er, wie er mit Stolz konstatiert, keine Strafaufgaben diktiert. — Lili Roubiczek referiert in klarverständlicher Weise über die „Grundsätze der Montessori-Erziehung".

Fenichel (Berlin)

Jugendpsychologie, Erziehung, Heilpädagogik

Farrow, E. Pickworth: Castration Threats Against Children. Journal of Nervous and Mental Disease. 65, 1.

Die Arbeit bespricht die Gefährlichkeit von Kindern gegenüber geäußerten Kastrationsdrohungen in der Hoffnung, ein klein wenig zur Vermeidung solcher Drohungen beitragen zu können. Der Autor selbst glaubte lange nicht an die Existenz eines Kastrationskomplexes. Bei Anwendung seiner Methode der Selbstanalyse (Referat siehe diese Zeitschrift, Bd. XII, S. 114) fand er zu seiner Überraschung die Erinnerung an vergessene schwere Kastrationsdrohungen seiner frühen Kindheit (Referat siehe diese Zeitschrift, Bd. XI, S. 245). Farrow teilt Lesern ohne entsprechende Erfahrungen die ganzen Lebenskonsequenzen der so entstehenden Angst mit, die ja, weil verdrängt, keiner späteren nichtanalytischen Korrektur zugänglich ist. — Er meint, daß Frauen viel häufiger solche Drohungen aussprechen als Männer. Als prophylaktische Maßnahmen schlägt er vor, alle Eltern vor dem Aussprechen solcher Drohungen zu warnen, Kinder, wenn möglich, mit Fremden, besonders mit unverheirateten Frauen, überhaupt nicht allein zu lassen und den Kindern selbst zu sagen, sie sollten vor Fremden nicht exhibieren und keinem, der mit Abschneiden drohe, glauben. Gegen den Einwand, die Bedeutung der Drohungen sei nicht so groß, weil der Kastrationskomplex sich auch ohne solche aus phylogenetischen Gründen etabliere, meint Farrow, daß die Wirkungen von Drohungen der Intensität nach ganz andere seien als die einer Verschiebung oraler und analer Verlusterfahrungen auf Penisphantasien; die Differenz sei so groß, daß Farrow es für unzweckmäßig hält, beide Erscheinungen mit demselben Namen zu belegen. Er teilt noch Beispiele dafür mit, wie die Kastrationsangst seelische „blinde Flecke" setzen kann und beruft sich unter anderem auf Simmels Arbeit über „eine Deckerinnerung *in statu nascendi*" (diese Zeitschrift, Bd. XI, S. 77). Jeder Psychoanalytiker wird dem Autor darin beipflichten, daß Kastrationsdrohungen vermieden werden sollten, aber leider auch darin, daß die Kastrationskomplexe der Erwachsenen schon dafür sorgen werden, daß das nicht zu bald geschieht. Er wird deshalb auch die von Farrow vorgeschlagenen Schutzmaßnahmen nicht für sehr bedeutungsvoll halten und vielleicht auch den phylogenetischen Anteil des Kastrationskomplexes doch höher einschätzen.

Fenichel (Berlin)

Low, Barabara: The Cinema in Education. Some Psychological Considerations. (Contemporary Review, November 1925.)

Die Autorin spricht in diesem Artikel die Hoffnung aus, daß auch eine bloß allgemeine „skizzenhafte Darstellung des Problems“ von Nutzen sein könne, doch gelingt es ihr innerhalb des begrenzten Raumes, der zu ihrer Verfügung steht, die Einflüsse des Kinos auf das Seelenleben des Kindes in richtiger Weise zu analysieren. Die Hinweise auf die Berichte pädagogischer Körperschaften und die daraus angeführten Stellen zeigen sowohl günstige wie schädliche Wirkungen des Kinos bei der Erziehung des Kindes. Miß Low analysiert diese Wirkungen und die Pädagogen werden es begrüßen, ihre Probleme mit Hilfe der einzigen Methode, die tiefer dringt als das Bewußtsein, einer Aufklärung nähergebracht zu sehen.

Das Kino ist eine der stärksten Mächte, die die moderne Gesellschaft beeinflussen. Die Autorin bezieht sich auf St. John Ervine, der vor einiger Zeit von einer neuen Art von Mentalität sprach, die er als Kinoseele *(„Movie Mind“)* bezeichnet.

Der Typus der herrschenden Mentalität muß für den Erzieher von höchster Wichtigkeit sein. Daß man sich über diese Bedeutung klar ist, bezeugen die Berichte aus den verschiedenen Körperschaften über den Wert des Kinos in der Erziehung. Einige von diesen Folgerungen sind nicht stichhaltig, gewisse Grundtatsachen, von denen eine Beurteilung des Problems ausgehen müßte, werden nicht berührt.

Man kann das Kino als Erziehungsfaktor nach zwei Gesichtspunkten betrachten: *a)* als eine Einrichtung mit ganz bestimmten Wirkungen, wie etwa die lebensvolle Wiedergabe von Geschehnissen und Vorstellungen, und *b)* als eine Methode zur Beeinflussung und Lenkung der menschlichen Seele. Hauptsächlich mit der ersten Seite befassen sich die verschiedenen pädagogischen Schriften, d. h. mit der Frage nach den konkreten Wirkungen auf den Inhalt der kindlichen Seele.

Miß Low geht nun an die Behandlung der Frage: Auf welche spezifische Art und in welcher Hinsicht kann das Kino die Seele des Kindes beeinflussen?

Die moderne Gesellschaft verlangt leichte, rasch ablaufende Unterhaltungsarten mit sensationellen berauschenden Wirkungen. Das Bedürfnis nach dem Kino ist ein Symptom der herrschenden Einstellung, der Ausdruck einer inneren Furcht und eines Minderwertigkeitsgefühls in projizierter Form. Außerdem gewährt es die Befriedigung unbewußter Wünsche.

So befriedigt das Kino den Wunsch nach magischer Allmacht, und zwar nicht durch den Filminhalt, sondern durch die Filmmethode. Es bringt uns die Lösung von Fragen und Problemen, es vereinfacht und wählt aus, das Leben aber kennt kein Auswählen und ist etwas Zusammengesetztes.

Auch in Filmen, die eine Darstellung der Wirklichkeit geben, findet Miß Low das magische Element wirksam; es verrät sich in der Vereinfachung und in der raschen Lösung der Probleme.

Naturhistorische, geographische und physikalische Filme geben uns falsche Begriffe, vor allem was die Zeitvorstellung anbelangt.

Miß Low muß zugeben, daß derartige kritische Einwände bis zu einem gewissen Grad für die verschiedensten Kunstformen zutreffen, aber überall arbeitet hier die Schöpferkraft des Künstlers mit einem nichtmechanischen Medium innerhalb bestimmter Grenzen und stellt seine Anforderungen an den Zuschauer.

Ein Punkt, wo das Kino sich mit den tiefsten ursprünglichen Trieben verbindet, ist seine Beziehung zur Zeit. Das Kino unterstützt die Illusion der Zeitlosigkeit durch den raschen Ablauf der Ereignisse, die mangelnde Ausarbeitung und die Unmöglichkeit, langsame Entwicklung und allmähliches Wachstum darzustellen. Das Kino fälscht den Wert der Tatsachen. Der Sinn des Kindes für Proportion und Wert wird hintangehalten. Der fortwährende Wechsel der Bilder führt zur Schaffung einer Mentalität, die sich durch mangelnde Konzentrationsfähigkeit auszeichnet. Die Befriedigung der infantilen Neugier kann es leicht gewähren, indem es so gut wie ausschließlich an die visuelle Aufmerksamkeit appelliert.

Ella F. Sharpe (London)

Baege, F. P.: Charakterfehler unserer Kinder. Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1927.

Obschon der Verfasser mit viel Umsicht all den akzidentellen Einflüssen zur Bildung fehlerhafter Charaktere nachgeht, so muß ihm doch der Vorwurf gemacht werden, daß er sie zu sehr als vom Prinzip des „Willens zur Macht" beherrscht sieht und die eigentlichen Triebkomponenten zu wenig beachtet.

Trotzdem Baege anerkennt, daß die Psychoanalyse „äußerst wertvoll für die praktische Erziehung ist, weil sie Verständnis schafft für die Geheimnisse der unterschwelligen Regionen", so trägt er doch der Tatsache, daß alle Charakterfehler den größten Antrieb zu ihrer Wucherung aus dem Unbewußten erhalten und folglich auch nur durch entsprechende Beeinflussung des Unbewußten korrigiert werden können, zu wenig Rechnung.

Graber (Bern)

Maklezow, Al.: Ein grausames Experiment. (Neues über die Lage verwahrloster Kinder in Sowjetrußland.) „Die russische Schule im Auslande." Buch 12. Prag 1925.

Die in Prag erscheinende russische Zeitschrift „Die russische Schule im Auslande" zeichnet sich durch ihr lebhaftes Interesse für alle Neuerungen der Pädagogik aus.

Sehr interessant ist der in dieser Zeitschrift erschienene, auf Grund des von der russischen kommunistischen Presse publizierten Materials verfaßte Aufsatz von Al. Maklezow über die verwahrloste Jugend in Sowjetrußland. Er ist sehr lehrreich, weil er den eklatanten Beweis für die Notwendigkeit der Kenntnisse der Psychoanalyse für die Pädagogik bringt.

Den neuen Anschauungen nach wird das Familienleben im heutigen Rußland als eine überlebte bürgerliche Institution betrachtet, an deren Stelle eine freie Vereinigung der Geschlechter eingetreten ist, eine Vereinigung, die solange dauert, als das Zusammenleben der Vereinigten für sie mit Genuß verbunden

ist. Jeder Partner ist berechtigt, sobald er sich diesen Genuß irgendwo anders verschaffen will, seinen Partner zu verlassen und eine andere Vereinigung zu suchen. Derartige Auffassungen haben sich vor allen Dingen die wenig gebildeten Bevölkerungsklassen angeeignet: bei einundneunzig Prozent der Fälle, die der Moskauer Kommission in Sachen unmündiger Kinder im Verlaufe von fünf Jahren vorgelegen haben, handelte es sich um Kinder von Bauern und Arbeitern. „Es ist das neue, vagierende Rußland," sagt Al. Maklezow, „das auf Waggonpuffern, unter Eisenbahnwagen, auf den Dächern der Waggons in der Residenz zusammenströmt." Selbstverständlich ist die Sorge um die Erziehung der Kinder, Liebe und Zärtlichkeit zu ihnen unter diesen Umständen ganz ausgeschlossen. Und tatsächlich sind von oben erwähnten Kindern nur neun Prozent vater- und mutterlos, in der Mehrzahl der Fälle jedoch halb verwaist, d. h. sie haben Vater oder Mutter, die aber nicht für sie sorgen. Diese Versagung der Liebe in den zartesten Kinderjahren ist die Ursache der Verwahrlosung, die die Sowjetregierung mit allen Kräften zu bekämpfen sucht. Der Aufsatz von Al. Maklezow bezieht sich eben auf diesen Kampf der Regierung gegen die immer wachsende Verwahrlosung der Jugend.

Die minderjährigen Rechtsverletzer werden in Sowjetrußland nicht als Verbrecher, sondern als Opfer der sozialen Verhältnisse und der Umgebung, als arme, unglückliche Wesen betrachtet, die man durch liebevolle Behandlung auf den rechten Weg zu führen sucht. Und diese an sich ganz richtige Anschauung führte zu ganz unerwarteten Ergebnissen: „Nicht nur, daß die Erzieher gar keinen Einfluß auf die Kinder gewannen und niemals die Herren der Situation werden konnten, sondern die Kinder waren es, die die Asyle in schmutzige Häuser verwandelten, in Häuser, wo sie ihre Laster, ihre verbrecherischen Instinkte, Diebstähle, aggressive Handlungen ganz zynisch, ohne sich im geringsten zu genieren, ausübten, jede Gelegenheit ausnützend, um aus den Asylen zu entwischen. Die Regierung erwies sich diesem Übel gegenüber als machtlos — die wachsende Zahl der Verwahrlosten in der Sowjetunion nimmt einen drohenden Umfang an. Die Revisoren, die im Jahre 1924 die Tätigkeit der Moskauer Kommission in Sachen unmündiger Kinder kontrollierten, haben festgestellt, daß im Laufe von fünf Jahren der Kommission fünfzigtausend Fälle vorgelegen haben.

Diese traurigen Ergebnisse der neuen Methode riefen eine Opposition gegen sie hervor; so verlangt S. Beresnew in seinem im September 1924 in „Prawda" publizierten Artikel eine Abschaffung der „medico-pädagogischen Methode", die Anwendung von unerbittlich strengen Maßregeln, Gefängnis mitinbegriffen für die minderjährigen Rechtsverletzer. Er meint, daß die Besserung der Verwahrlosten nicht vermittelst Erziehung und Heilung, sondern nur durch Strafe und Gericht möglich ist.

Beide Parteien (als Vertreter der entgegengesetzten Erziehungsmethoden) haben Unrecht, obwohl ihre Fehler entgegengesetzt sind und dennoch aus ein und derselben Quelle stammen — nämlich: aus dem vollständigen Mangel an Verständnis für das Seelenleben der Kinder, die Ursache ihrer Verwahrlosung.

Die Versagung der Liebe der Eltern führt zur Verdrängung des Liebesver-

langens des Kindes, die Liebesfähigkeit verwandelt sich in Haß, in Aggression, in Rachedurst wegen der Entbehrung der Liebe. Das Kind überträgt seine Gefühle auf die Gesellschaft, wird asozial, verwahrlost. Eine harte Behandlung, strenge Strafe, können nur zur Vergrößerung des Haßgefühles, des Rachebedürfnisses des Kindes führen und es rettungslos zu einem Verbrecher machen. So ist die von S. Beresnew vorgeschlagene Behandlungsmethode der verwahrlosten Kinder eine absolut unzulängliche, die von ihm nur vorgeschlagen werden konnte, weil ihm die Ursachen der Verwahrlosung gänzlich unbekannt sind.

Die in russischen Asylen angewandte andere Methode der Behandlung ist im Prinzip eine richtige, nur die Art ihrer Anwendung ist eine falsche. Man kommt zwar mit Liebe dem Kinde entgegen, aber ohne Verständnis für seinen seelischen Zustand. Die Versagung der Liebe führt das Kind zur Verwahrlosung, darum ist es richtig, das Kind mit Liebe zu behandeln, mit derselben Liebe, deren Entbehrung für dasselbe solche unglückliche Folgen hatte. So findet das Kind im Erzieher einen liebenden Vater, der aber kein Schwächling sein darf, denn dann traut ihm das Kind nicht und glaubt, daß er zu ihm nicht aus Liebe, sondern aus Schwäche gut ist. Diese Schwäche sucht es auszunützen, um sich für die Entbehrung der Liebe durch Haß und Aggression zu rächen. Wenn der Erzieher weiß, daß die Verwahrlosung des Kindes die Folge der in der Phase des Ödipuskomplexes von ihm erlebten Enttäuschungen der Elternliebe ist, so wird er auch wissen, auf welchem Wege es möglich ist, die Liebe des Kindes zu gewinnen, für ihn Vater- oder Muttterersatz zu werden. Er wird verstehen, daß erst, wenn er die Liebe des Kindes gewonnen hat, seine erzieherische Arbeit einsetzen darf, die erst dann unerbittlich und streng sein muß. Dasselbe Kind, welches in seiner Verwahrlosung die aggressivsten und allerschlimmsten Handlungen ihm gegenüber auszuüben suchte, wird gefügig und macht aus freien Stücken alles, was der Vaterersatz von ihm verlangt. Der glänzende Beweis für die Richtigkeit dieser Anschauung sind die Erfahrungen, die Aichhorn mit Verwahrlosten gemacht hat.

Aus dem Dargelegten ergibt sich von selbst, daß die Unmöglichkeit der Bekämpfung der Verwahrlosung in Sowjetrußland in der Unkenntnis der Psychoanalyse ihre Begründung findet, die den Schlüssel zum Verständnis des infantilen Seelenlebens gibt, und die Aichhorn die Möglichkeit gab, die verwahrlosten Jugendlichen zu sozial empfindenden Menschen zu erziehen. Lowtzky (Berlin)

Francke, Herbert: Jugendverwahrlosung und ihre Bekämpfung. F. A. Herbig. Berlin 1926.

Knapp und doch nicht abstrakt gibt hier der bekannte Berliner Jugendrichter auf Grund langjähriger Erfahrung einen sehr beachtenswerten Überblick über das Problem und die erprobten Methoden zu seiner Bewältigung. Die philosophische Zielsetzung (Plato-Spranger) hindert Francke nicht, die Wirklichkeit und die in der gegebenen Ordnung ruhenden Grenzen aller pädagogischen Maßnahmen zu sehen. Die Ursachen der Verwahrlosung sieht er in inniger Verschlingung sozialer und psychischer Faktoren. Die Bedeutung der

Sexualität (und allem Anschein auch der Ödipussituation) wird voll anerkannt und den psychoanalytischen Versuchen der Verwahrlostenerziehung freundlich zugestimmt, während die individualpsychologischen Einseitigkeiten bestimmt abgelehnt werden. Die kleine, aber sehr reichhaltige Schrift sei wärmstens empfohlen.

Bernfeld (Berlin)

Seeling, Otto: Das Problem der Suggestion in der Erziehung mit Berücksichtigung der Heilpädagogik. Pädagogisch-medizinische Abhandlungen. Heft I. Pyramidenverlag Dr. Schwarz & Co., Berlin 1925.

Wenig übersichtliche Zusammenstellung von Äußerungen verschiedener Autoren über die Möglichkeit einer Anwendung der Suggestion und Hypnose in der Erziehung, unter Mitberücksichtigung psychoanalytischer Schriften, und gleichzeitiger Ablehnung der Psychoanalyse für die Erziehung. Wie wenig durchdacht diese Frage bisher wurde, wird aus den widerspruchsvollen und unverbindlichen Anschauungen der zitierten Autoren eindringlich sichtbar. Bernfeld (Berlin)

Lazar, Erwin: Medizinische Grundlagen der Heilpädagogik, für Erzieher, Lehrer, Richter und Fürsorgerinnen. Wien, Julius Springer, 1925.

Aus diesem kleinen Lehrbüchlein spricht viel aufrichtige Menschenliebe, die den Zöglingen der Heilpädagogik helfen will. Da aber der Autor die Ergebnisse der Psychoanalyse außer acht läßt, führt ihn sein guter Wille nicht weit in die Tiefe und neben der Beschreibung der geringen somatischen Grundlagen von Verwahrlosung und Dissozialität kommt über Seelisches nur Alleroberflächlichstes zur Sprache. Das komplizierte Zusammenspiel verschiedenster Faktoren in der Ätiologie der „Schwererziehbarkeit" wird in erstaunlichem Grade simplifiziert. Die Schwierigkeiten im häuslichen Milieu der Dissozialen werden so besprochen, wie sie sich dem mit gewöhnlicher psychiatrischer Exploration arbeitenden wohlwollenden Beobachter zeigen; auch die infantile Sexualität, die ja einem solchen Wohlwollenden nicht verborgen bleiben kann, wird anerkannt. Vom Ödipuskomplex allerdings meint Lazar, daß er nur bei neuropathischen Kindern auftrete (S. 35). Ein Mißverständnis besteht bezüglich der „Latenzzeit", von der Lazar meint, sie liege zwischen Pubertät „und der Zeit, in der die geschlechtliche Betätigung vor sich gehen soll", (S. 35) und in der Geschlechtsverkehr „charakterologisch schädigend" wirke. Die Masturbation „gehört wohl zu den lästigen, . . . nicht aber zu den gefährlichen Betätigungen des Geschlechtstriebes" (S. 37). Es ist wohl ein Irrtum, wenn Lazar meint, daß Koprophilie in späterem Kindesalter „als ein Symptom schwerster Entartung" zu werten sei.

Kindliche Ungezogenheit, Dissozialität und Kriminalität werden deskriptiv besprochen, wobei der psychoanalytische Leser bedauert, daß so viele solcher Typen analytisch noch nicht untersucht sind, und dann nach üblichem psychiatrischen System eingeteilt. Im Kapitel über „neurotische Erscheinungen" werden diese nach Janet eingeteilt und von Freud nur gesagt, daß seine Meinung über den Zusammenhang zwischen Neurosen und Sexualität zwar insofern richtig sei, als Neurosen sich im Gebiet des Sexuellen manifestieren, es aber fraglich

bleibe, ob für die Ätiologie der Neurosen „nicht doch in letzter Linie konstitutionelle Momente bestimmend sind" (S. 68). Auch an die Sinnhaltigkeit der Träume glaubt Lazar nicht (S. 79). Ein Schlußkapitel berichtet über Versuche, die Ergebnisse der Konstitutionsforschung in der Fürsorgeerziehung praktisch zur Gruppeneinteilung der Zöglinge zu benutzen, die scheinbar zu Erfolgen führten.

Fenichel (Berlin)

Reininger, Karl: Über soziale Verhaltungsweisen in der Pubertät. Aus dem psychologischen Institut Wien. Deutscher Verlag für Jugend und Volk. Wien, Leipzig, Neuyork 1924.

Verfasser hat über ein Jahr lang „sorgfältige Beobachtungen" an einer Volksschulklasse mit fünfunddreißig durchschnittlich elfjährigen Knaben „sowohl im Unterricht wie in den Pausen und nach Möglichkeit auch außerhalb der Schule studiert, wobei planmäßige Maßnahmen, wie Wechsel der Sitzordnung, Aufsatzlernen, Spielanregung unauffällig die Arbeit unterstützten". Die festgestellten Sachverhalte verdienen Interesse. Die Bildung einer festen Rangordnung unter den Schülern, ihre Gruppierung um Führer, das typische Verhalten der Rangobersten undRánguntersten untereinander, die Qualitäten der Führer — dies alles wird durch die systematische Bearbeitung der gemachten Beobachtungen plastisch herausgearbeitet. Die Ergebnisse entsprechen im wesentlichen den Befunden, die Hoffer [Bernfeld, Vom Gemeinschaftsleben der Jugend] beschrieb — eine Arbeit, die übrigens dem Verfasser entgangen zu sein scheint. Die Deutungen, gänzlich auf Adlers Lehre vom Drang „nach oben" aufgebaut, vermögen das beigebrachte Material nicht zu bewältigen; wenn sie auch jeweils ein Stück weit reichen. Vergessen hat der Verfasser seine eigene Rolle — als Klassenlehrer der beobachteten Kinder — bei der Gruppenbildung zu erfassen und in Rechnung zu stellen; der Vernachlässigung dieses wichtigen Faktors dankt er die Möglichkeit, die libidinösen Fundamente der Gruppe nicht sehen zu müssen.

Bernfeld (Berlin)

Kriminologie

Döblin, Alfred: Die beiden Freundinnen und ihr Giftmord. Außenseiter der Gesellschaft. Bd. I. Verlag Die Schmiede, Berlin.

Nicht immer pflegt man in Berichten über große Kriminalfälle dem Umstande gerecht zu werden, daß auch der Verbrecher — ein Mensch ist, also auch er eine seelische Entwicklung haben könnte. Darum ist schon die Idee dieser Schriftenreihe (herausgegeben von Rudolf Leonhard), bedeutende Verbrechen der Gegenwart mit namhaften Schriftstellern darstellen zu lassen, verdienstvoll. Die Ausführung gewinnt an Bedeutung dadurch, daß die Sammlung mit der sorgfältigen, klaren, in ihrer schlichten Objektivität schlechthin überzeugenden Arbeit von Alfred Döblin eingeleitet wird.

Sie berichtet über den Fall der beiden Freundinnen Ella Link und Margarete Bende, die in Berlin im Jahre 1922 den Tischler Link vergiftet haben. Ein glücklicher Umstand, daß in Döblin der Arzt und Dichter in einer Person vereinigt sind. Er sieht mit dem Auge des Arztes, mit sicherem Blick erfaßt er die Dynamik der Triebe, die entscheidenden Konflikte, die kritischen Situationen. Und er hat die Einstellung des Arztes für das Herausfinden des Verschobenen, Veränderten im Seelischen. Was der Arzt gesehen hat, das erzählt hier der Dichter mit der blitzartig beleuchtenden Präzision seiner großen, sicheren Sprachkraft. Mit Recht zieht er in die Darstellung auch den sozialen Hintergrund des Falles hinein: die Gerichtsverhandlung, die Gutachten des psychiatrischen Sachverständigen, die kommentierenden Zeitungsnotizen. Nur von diesem Hintergrund abgehoben wird der Sinn des individuellen Schicksals deutlich sichtbar. Und darüber hinaus sind sie ein Stück Zeitgeschichte, wert, festgehalten zu werden.

Gerade diese Art Kriminalfälle durchzuleuchten scheint dazu berufen zu sein, eine Wandlung der Anschauungen herbeizuführen. Durch eine nicht allzu dozierende, mehr berichtende Darstellung, die aber das ganze Stück Welt, um die es sich hier handelt, umfaßt, gestützt auf psychoanalytische Erkenntnisse, auch die Hintergründe des Geschehens aufleuchten läßt, Schicksalslinien nachziehen kann, kann man diese Dinge am ehesten ins rechte Licht rücken. Vielleicht darf man hoffen, daß solche Arbeiten mit dazu beitragen werden, das kriminalpsychologische Denken umzuwälzen.

Gerö (Wien)

Többen, Prof. Dr. Heinrich (Münster i. W.): Neuere Beobachtungen über die Psychologie der zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilten oder begnadigten Verbrecher. Deuticke, Leipzig und Wien 1927.

Többen bringt sechsundfünfzig Fälle von im Titel bezeichneten Rechtssprechern, hauptsächlich aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. Die Untersuchung erstreckt sich im wesentlichen auf Heredität und Umwelt; direkte, indirekte und kollaterale erbliche Belastung, Geisteszustand, insbesondere die Intelligenz, das Gemüts-, Triebs- und Willensleben, sowie das Alter zur Zeit der Tat sind untersucht, ebenso die Einflüsse von Verwaisung, unehelicher Geburt und sonstiger Entwurzelung, der Erziehung, des Alkohols und vor allem des Zeitgeistes.

Was die Stellung Többens zur analytischen Methode anlangt, betont er gleich im Vorwort, daß „es nicht notwendig zu sein schien, sich des Zauberschlüssels des Unbewußten im Sinne moderner Seelenzergliederung zu bedienen". Man kann nur bedauern, daß sich der Verfasser dieses Schlüssels nicht bedient hat. Denn schon die von ihm gebrachten Daten geben in einigen Fällen interessanten Aufschluß über die Genese des Verbrechercharakters. So hätten Hinweise auf die kausale Wirksamkeit der Ödipussituation, auf die charakterologische Wirkung der Versagungen in der Kinderzeit, besonders bei Diebstählen und Raubmorden, auf den Einfluß der Kastrationsangst und -lust und auf die Rolle, die die Homosexualität bei manchen Morden spielt, die psychologische Deutung vertieft. Ebenso hätte sich in mehreren Fällen über die Beziehungen von Geständnis und Straf-

bedürfnis (Reik) einiges sagen lassen. Das beigebrachte Material stellt vor allem eine wichtige Fundgrube zur Erforschung des triebhaften Charakters (Reich) und dessen genetische Voraussetzungen dar. Eine auf tiefenpsychologische Ziele abgestellte Untersuchung ähnlicher Art könnte die noch so wenig bearbeitete Psychoanalyse des Verbrechers wesentlich fördern. Walter Weisskopf (Wien)

Buttersack, Dr. F.: Wider die Minderwertigkeit! (Die Vorbedingung für Deutschlands Gesundung.) Curt Kabitzsch' Verlag, Leipzig 1926.

Wenn der Richter den Verbrecher, wenn der Regierende seinen politischen Gegner psychologisch zu verstehen beginnt, dann geht der Staat zugrunde. Darum empfiehlt der Verfasser dem Regenten, auf dieses Verständnis zu verzichten und wieder verbundenen Auges im Sinne des Gemeinwohls zu richten. Man müsse, meint er, wieder mehr unschädlich machen, hinrichten, sterilisieren, und er widmet sein Buch Hindenburg. Es gäbe sicher viele, die für die Staatsidee, die ihnen vorschwebt, das schwere Opfer bringen möchten, das der Verfasser von den Funktionären seines Vaterlandes vergeblich fordert, aber jene würden vielleicht ihre Bücher mit solchen Widmungen versehen, daß Herr Buttersack sie zu sterilisieren empfehlen würde, und da fängt die Schwierigkeit an. Bally (Berlin)

Charakter, Handschrift, Mimik, Geste

Mendelssohn, Anja und Georg: Der Mensch in der Handschrift. Leipzig 1928.

Das vorliegende Buch stellt die Graphologie in neuen, äußerst vielversprechenden Zusammenhängen dar. Das wertende Vorurteil, die Bestimmung des Formniveaus einer Schrift, das Ludwig Klages als Grundlage der graphologischen Analyse postuliert, ist von den Verfassern als zu eng erkannt worden. Die Hinwegsetzung über diese und andere, die freie Forschertätigkeit hemmenden Schranken, das Heranziehen lange verkannter Resultate der französischen Graphologie und endlich eine lebendige Kenntnis des Wesens der Psychoanalyse haben die Verfasser Problemen gegenübergestellt, deren Vielgestaltigkeit und Fülle dieses Buch außerordentlich anregend macht. Im wesentlichen will die Schrift den großen Problemreichtum aufzeigen, der sich einem unvoreingenommenen Auge enthüllt. Damit aber fordert das Büchlein letzten Endes eine neue psychologische Begründung der Graphologie, die — das dürfte bereits feststehen, — sich in wesentlichen Punkten auf psychoanalytische Ergebnisse wird stützen müssen.

Eine historische Einführung in die Symbolbedeutung des europäischen Schriftelementes, des Buchstabens, führt über einen Abriß über die Schriftentwicklung zum vierten Kapitel, das dem Kernproblem gewidmet ist. An Hand einiger ausgezeichnet durchgeführter Analysen tritt uns hier der ganze Reichtum neuer psychologischer Möglichkeiten vor Augen.

In den nächsten Kapiteln werden die wichtigsten Ergebnisse in zusammengefaßter Form dargestellt, nachdem ihr Wert bereits in der praktischen Anwendung der vorangegangenen Analysen zur Anschauung gelangt ist. So wird die Bedeutung der Zonen (Ober-, Mittel- und Unterlängen) gewürdigt. In höchst anschaulicher Form werden auf zwölf Seiten die wichtigsten Erkenntnisse der klassischen französischen Autoren sowie derjenigen Graphologen, die sich von Klages nicht beeinflussen ließen, zusammengefaßt.

Von ganz besonderer Bedeutung scheint uns ein hier zum erstenmal erwähntes Anschauungsprinzip, das in seiner lapidaren Selbstverständlichkeit vermutlich auf die graphologische Forschungsmethode von erheblichem Einfluß sein wird: Die dreidimensionale Auffassung der Schreibbewegung.

In seiner Lebendigkeit und seinem Problemreichtum gehört dieses kleine Buch wohl zum anregendsten, was seit langem auf diesem Gebiet geleistet worden ist.

Bally (Berlin)

Klages, Ludwig: Handschrift und Charakter. 8. Aufl. Verlag Joh. Ambrosius Barth, Leipzig 1926.

Diese Neuauflage rühmt sich im Vorwort, trotz aller seit der ersten Ausgabe dieses Werkes erschienenen Arbeiten über denselben Gegenstand nach wie vor die vollständigste zu sein und leitet daraus das Recht her, unverändert zu erscheinen.

Es könnte als verfehlt angesehen werden, vom psychoanalytischen Standpunkt aus zu den psychologischen Problemen Stellung zu nehmen, die aus der Beschäftigung mit der Handschriftdeutung erwachsen; verzichten wir doch darauf, uns systematisch mit der Analyse der Ausdrucksbewegungen als solcher zu befassen; aber anderseits leitet sich das Recht zu einer Kritik her von der Gleichheit des Endziels jeder am Individuum orientierten Psychologie: Der Erfassung der Gesamtpersönlichkeit.

In bezug auf dieses Ziel begeht Klages einen heuristischen Fehlgriff, der ihn von vornherein in eine Sackgasse führen mußte: Statt daß er seine Theorienbildung an die Erscheinungen anlehnt, jederzeit bereit, sie an neuen Erfahrungen zu modifizieren, tritt er an jene mit einer metaphysisch rationalisierten ethischen Wertung heran.

Nirgends zeigt sich die Gefahr solchen Vorgehens deutlicher als in der vorliegenden Schrift, die sich am unmittelbarsten von allen Klagesschen Arbeiten mit den Erscheinungen auseinandersetzt.

Aber es ist geboten, bevor wir auf diese Gefahren zu reden kommen, die Vorteile zu erwähnen, die die Graphologie der Klagesschen Methodik verdankt. Es ist ihm unzweifelhaft als Erstem gelungen, die vollkommen unsystematisierte Zeichendeuterei unter einem brauchbaren psychologischen Gesichtspunkt zu ordnen.

Dieser Brauchbarkeit aber sind Grenzen gesteckt: Der Angelpunkt der Klagesschen Graphologie ist das „Formniveau". Der Schriftdeuter ist gehalten, zu allererst dieses festzustellen, d. h. festzustellen, in welchem Grade das

Schriftbild ursprünglich sei, wie weit es sich fernhalte von Überlieferung und Schablonenhaftigkeit. Wir würden nach diesen präliminaren Feststellungen, unserer Arbeitsmethode gemäß, eine immer mehr sich differenzierende Analyse der einzelnen, den Gesamteindruck gestaltenden Elemente erwarten; wissen wir doch, daß die Sublimierungen, die die Höhe des Formniveaus bestimmen, nur von ihrem Triebgrund her erfaßbar sind, wie dieser wiederum nur durch die Sublimierungen geschaut werden kann. Anders Klages. Für ihn wird das Formniveau Wertungsindikator. Hohes Formniveau bedeutet ihm Lebensfülle und unter dem Einfluß dieser positiven Wertung erhalten alle Einzelformen der Schrift nun eindeutig positiven Wertcharakter. Was bedeutet das aber? Es bedeutet, daß dort, wo differenzierte Sublimierungsmöglichkeiten vorliegen, die Genese dieser Sublimierungen unter den Tisch fällt (wird sie als entwertend empfunden?). An die Stelle dieser fruchtbaren Vertiefung aber tritt — eine metaphysische Auskunft.

Ein Beispiel mag veranschaulichen, wo die Grenzen von Klages' System liegen: In einer Schrift mit hohem Formniveau seien die Oberlängen größer als die Unterlängen. Nicht nur, daß, entsprechend dem anfangs festgestellten guten Formniveau die Oberlängen positiv gewertet werden; nein! Die Analyse der Unterlängenformen wird überhaupt nicht durchgeführt. Diese werden nur in ihrer Bezogenheit auf die Oberlängen betrachtet. Aus dem so gewonnenen Bild werden also alle in den Unterlängen sich dokumentierenden charakterologischen Anzeichen ausfallen. Wir wissen aber seit den Franzosen, daß sich in ihnen gerade das Triebleben in seinen nicht auf die Sublimierungen bezogenen Formen zeigt.

So kann uns das Klagessche System bei aller Anerkennung seiner Verdienste um die Zusammenfassung des empirischen Materials nicht befriedigen; denn es erfaßt nicht, wie sein Schöpfer vorgibt, den Charakter, sondern allein dessen höchste Spitze: Reichtum und Artung der ichgerechten Gestaltungsmöglichkeiten. Klages begeht einen Grundirrtum, wenn er die „Lebensfülle" diesen Qualitäten gleichsetzt. Er vernachlässigt damit deren Voraussetzung, das libidinöse Substrat, das er durch eine metaphysische Kosmogonie ersetzt. Klages' Grundirrtum zeigt mit Deutlichkeit, daß nur eine an den psychoanalytischen Erfahrungen orientierte psychologische Systematik imstande sein kann, die Schrift im eigentlichen Verstand charakterologisch zu erfassen. Bally (Berlin)

Róheim, Géza: The Pointing Bone. (Journal of the Anthropological Institute 1925, Vol. LV.)

Im Zusammenhang damit, daß es in europäischer Gesellschaft als ungehörig angesehen wird, auf eine Person, von der die Rede ist, mit dem Finger zu weisen, führt der Autor australische Gebräuche vor, bei denen der „Zeigeknochen" (*pointing bone*) magisch verwendet wird und weist besonders auf die Einflüsse hin, die diese Gebräuche durch die Berührung mit der Kultur und infolge von Einwanderungen erfahren haben. Aus dem Material geht hervor, daß der Gebrauch des Zeigeknochens gewöhnlich mit Menschenfresserei und

„verzögertem Begräbnis" zugleich auftritt; der Knochen wurde ursprünglich von der Leiche des Vaters genommen. In der praktischen Durchführung verrät sich, wie zu erwarten, eine ambivalente Einstellung zum Vater: Auf der einen Seite stellen Kannibalismus und Zerstückelung die feindlichen Komponenten dar, während andererseits der Knochen des Toten als magisches Werkzeug zur Rache an seinem Mörder verwendet wird. Eine bedeutungsvolle soziale Entwicklung dieser Ambivalenz, auf die der Autor aufmerksam macht, liegt in der Projektion der feindlichen Gefühle auf ein Gebiet jenseits der Stammesgrenzen, in Form von Jagdexpeditionen gegen fremde Häuptlinge, — vielleicht findet sich hier eine der wichtigsten psychologischen Grundlagen für den Krieg in seinen primitivsten Formen. F. Flügel (London)

Buistendyk und Plessner: Über die Deutung des mimischen Ausdrucks. (Philosophischer Anzeiger, I. Jg., Heft 1, 1925.)

Diese Arbeit rollt einen Fragenkreis auf, der in der neueren Entwicklungsperiode der Psychologie zu Theorien führte, die unter den Schlagworten: Analogieschlußtheorie, Einfühlungslehre und neuestens als direkte Wahrnehmungstheorie des Ausdrucks bekannt sind. Es handelt sich hier um das Problem: Wie kommt es, daß wir Gesten und Mimik bei Mitmenschen und Tieren verstehen oder wenigstens zu verstehen glauben, daß in Mimik und Geste uns unmittelbar Zorn, Angst, Freude gegeben sind; auf welche Daten stützt sich dieses Verstehen?

Buistendyk und Plessner packen das Problem von einer neuen Seite an, indem sie die grundlegende Frage stellen: was wird denn eigentlich im Ausdruck des anderen verstanden. Und sie antworten, — diese Antwort klingt zuerst gewiß überraschend, — Psychisches werde im Akt des Verstehens überhaupt nicht getroffen. „Wenn man sagt: Ich sehe ihm an, daß er sich schämt, daß er bereut, wütend ist, sich grämt, so heißt das nicht, daß nur das Sein und die Weise seines Scham-, Reue-, Zorn-, Gramerlebens gegeben ist, sondern nur, daß die spielenden Formen seines Verhaltens gegeben sind, die in bezug zur Umgebung eine bestimmte Haltung festlegen, . . . dem Verständnisdrang ist Genüge geschehen, wenn in diese abwechselnden Haltungen Zusammenhang kommt und die Einheit der Situation zwischen dem betrachteten Leib und seiner Umgebung im Fortgang des Ganzen gewahrt bleibt." Erst das psychologische Verstehen forscht nach den Motiven, fragt nach den seelischen Gründen, die in solchen Entladungen, wie sie uns im Ausdruck unmittelbar entgegentreten, führen könnten. Das primäre, vorwissenschaftliche, im Leben des Tages vorherrschende Ausdrucksverständnis erfaßt nicht mehr als den Sinn, der in Gesten und Mimik aufleuchtet. „Sinn" bedeutet hier die Bezugsform zwischen den Ausdrucksbildern und der Umwelt. Voraussetzung dieses, wie gesagt vorwissenschaftlichen und spontanen Ausdrucksverstehens ist die Tatsache, daß uns Lebewesen von vornherein — wie die Verfasser es sagen — als „sich verhaltende", d. h. auf eine Umwelt einspielende gegeben sind.

Es ist nicht so, daß jeder sich selbst als „Leib" (d. h. als lebender Körper, von innen durchfühlter, beherrschter) erscheint, die anderen Lebewesen aber

als bloße „Körper", die erst durch einen Prozeß der Projektion oder der Einfühlung belebt werden, sondern Lebewesen, Menschen wie Tiere, sind uns eben *a priori* in die Seins- und Anschauungssphäre des Verhaltens, als Leiber gegeben. Und nicht die Durchfühlbarkeit von innen, die Beherrschbarkeit konstituiert zu allererst den Leib, sondern, nach den Verfassern, seine „Umweltintentionalität", die Tatsache seiner gegensinnigen Beziehung zu einer Umwelt. Diese Umweltintentionalität des Leibes aber erleben wir nicht nur an uns, sondern wir erfassen alle Lebewesen ebenso ursprünglich als „sich verhaltende" wie uns selbst.

Die früheren Theorien des Ausdrucksverstehens — und darin sind die Forscher von Darwin bis Klages einig — gingen stets davon aus, daß die Deutung des mimischen Ausdrucks auf die nicht unbedingt reflexiv bewußte — Enträtselung einer Bildersprache beruht, auf das Vorhandensein einer „Ausdrucksgrammatik", welche das sachliche Zusammengehören von Affektzustand und seiner Ausdrucksweise enthält.

Die Verfasser meinen dagegen, daß zwar ein solcher sachlicher Zusammenhang zwischen Ausdrucksgehalt und Ausdrucksform wirklich besteht, die Gestaltscharaktere der Ausdrucksbilder nichts Zufälliges sind, aber das allein genügt nicht zur Erklärung des Problems. Wir würden diese Bildersprache doch nicht verstehen, wenn wir sie nicht *a priori* als Kundgabe von Leibern, die auf eine Umwelt bezogen sind, auffassen würden. „Am anderen Menschen braucht gar nicht mehr als Bilder gegeben zu sein, um ihn sinnvoll, verstehend, ausdrucksvoll zu erfassen. Liegen doch diese Bilder in der Schicht des Verhaltens, weshalb ihre Einheitsform, das also, was ihre gestaltmäßige Einheit ausmacht, zugleich Bezugsform zwischen den Bildern und der Umwelt ist."

Ein Beispiel zeigt, daß Ausdrucksverstehen ohne die Voraussetzung der Umweltintentionalität des Leibes geradezu sinnlos ist: „Der Hund mit vorgestrecktem am Boden gehaltenem Kopf, der unruhig hin und her läuft, bald hier, bald dort plötzlich stehen bleibt, stark in Absätzen den Bewegungsfluß akzentuiert, bietet uns das typische Bild des Suchens. Isolieren wir aber den Organismus und sehen wir nur das an, was eigentlich mit ihm geschieht, so sagt das Wort ‚suchen' schon zu viel."

Man darf die Schwierigkeiten reiner Ausdrucksdeutung nicht zu gering schätzen. Experimente, die die Verfasser ausgeführt haben, haben gezeigt, daß die Deutungen beträchtlichen Schwankungen unterliegen. Diese Tatsache findet ihre Erklärung darin, daß die mimischen Bilder mehreren Ausdruckskreisen zugleich angehören. Einem Ausdrucksbild gehört nicht ein bestimmter Sinn zu, wie Darwin und Klages meinten, sondern ihm sind mehrere Sinne konform. Das hängt wohl damit zusammen, daß die Formenmannigfaltigkeit körperlicher Bewegungen äußerst beschränkt ist. Auf eine sehr wichtige Bedingung des Ausdrucksverstehens weisen die Verfasser hin, wenn sie betonen: „Allein die konkrete Situation mit ihren bestimmten Möglichkeiten engt die Ausdrucksdeutung ein." Die Deutung bleibt, wenn sie nur das Ausdrucksbild zur Verfügung hat, oft unsicher. „Sie ergibt sich eben erst aus der Situation und ihrem zweckhaft, zielmäßig oder in welchen Intentionen immer begründeten Sinn."

Die Bedeutung dieser neuen Theorie des Ausdrucksverstehens scheint darin zu liegen, daß die Verfasser auf eine Tatsache eindringlich hingewiesen haben, die bisher nicht genug betont wurde: Daß uns Lebewesen als sich verhaltende gegeben sind, ist in der Tat die notwendige Voraussetzung des Ausdrucksverstehens.

Auf diese naive Form des Wissens vom Anderen baut sich auch die feinere psychologische Erkenntnis auf.

Gerö (Wien)

Heimsoth, K. G.: Charakter-Konstellation. Mit besonderer Berücksichtigung der Gleichgeschlechtlichkeit. O. W. Barth, München 1928.

Astrologie ist dem Autor „eine Wissenschaft, vielleicht die objektivste — oder sagen wir besser — die einzig objektiv psychologische". So wird aus der Konstellation der Gestirne bei der Geburt des K. H. zum Beispiel geschlossen, daß er folgendes psychische Bild gebe: „Eine intellektuell-theoretische und weniger impulsiv-praktische Natur, der *(sic!)* sich dabei gerade durch seine halbscheue Zurückhaltung mit Beliebtheit auch beruflich gut durchsetzen wird, individuell nicht so sehr beruflich als metaphysisch interessiert, von nicht sehr prägnanter Persönlichkeit, aber von freier bis exzentrischer Weltanschauung, nicht sehr praktisch, zum Teil von Brüdern irritiert, erhebliche Nervosität, unfähig, aus sich herauszugehen und weitgehende Hemmungen, leider auch gerade im Guten und so zeitweilig eine Sphäre von Streitigkeit und Möglichkeit von Verlusten."

All dies aus dem Horoskop ohneweiters abzulesen, also gleichsam das psychologische Gras wachsen zu hören, sei keine Zauberei, sondern exakte Forschung, die zur Ergänzung der durch die Psychoanalyse und Konstitutionsforschung erreichten begrenzten Resultate unentbehrlich sei.

Wir mühsam und langwierig Analysierenden bekommen manchen kritischen Hieb vom Autor und haben nur den einen Trost: er rechnet sich nicht zu den „orthodoxen" Psychoanalytikern.

Das astrologische Bedürfnis als Teil des mystischen harrt noch der psychoanalytischen Deutung.

Hitschmann (Wien)

Hoffmann, Prof. Hermann: Charakter und Umwelt. Julius Springer, Berlin 1928.

Der Verfasser bemüht sich mit feiner Beobachtung, mit gründlichen Überlegungen und vertiefender Problemstellung um die Ursachen der Charakterentwicklung, um die Frage „Anlage oder Umwelt" und redet der Bedeutung einer trieb- und tendenzmäßig orientierten Charakterologie das Wort. Die Einstellung zu den Mitmenschen einerseits, zu den Gegenständlichkeiten anderseits wird breit erörtert. Wir sind gewohnt, in Arbeiten aus der Tübinger Klinik die Psychoanalyse herangezogen zu finden, aber es geschieht dies hier nicht mit Genauigkeit und Gerechtigkeit. Die Theorie des Vaterkomplexes versage, wenn eine Tochter in ihrer Liebeswahl einen Partner bevorzuge, der der Wesensart des Vaters gerade entgegengesetzt, vielleicht dem Typus der Mutter angenähert

sei: hier wird also vom Autor die von der Psychoanalyse behauptete Möglichkeit der Identifizierung ganz vernachlässigt. Impotenz und Frigidität hätten ihre Ursache in der Fixierung der Libido an Mutter (Schwester) beziehungsweise an den Vater, behaupte die Psychoanalyse; daß dies nur eine der Krankheitsquellen sei, wird nicht erwähnt, obwohl die Psychoanalyse hier eine ganze Reihe anderer Erklärungen beigebracht hat. Nicht die zu starke Fixierung an die Mutter sei die wesentliche Ursache der Spaltung des Liebesobjektes in ein zärtlich und ein sinnlich geliebtes, sondern eine Anlage sei Voraussetzung; Anlage sei auch die Voraussetzung zu den zu starken Fixierungen. Darauf ist zu sagen, daß solche Anlagen nicht beweisbar sind, die Psychogenese jener Haltungen aber wohl.

Auch wird die Psychoanalyse noch immer dahin beschuldigt, daß sie dem sexuellen Trauma in der Jugend die schwersten Folgen für die psychische Gesundheit nachsage, obwohl doch diese Theorie längst wieder zurückgenommen wurde.

Der Verfasser glaubt, durch Zergliederung der „Ichtriebe", durch größere Beachtung „der Struktur, des Aufbaues der Tendenzen und des Triebgefüges" sowie der Anlagen der Triebe zu einer der Psychoanalyse überlegenen und ihr wesensfremden Persönlichkeitsanalyse zu kommen. Die Psychoanalyse hat aber noch nirgends versucht, komplette Persönlichkeitsanalysen zu liefern, sondern solche nur durch ihr Spezialstudium bereichern wollen.

Die Zurückführung einer Reihe komplizierterer seelischer Einstellung und Funktionen auf das Tiefste, Letztauffindbare: die Triebanlagen nämlich, wird vom Autor vielfach vernachlässigt.

Auch sei das Ideal-Ich nicht von den Eltern oder sonstigen imponierenden Persönlichkeiten übernommen, sondern gehe sein Gehalt auf bestimmte Anlagenkräfte zurück. Als ob die Psychoanalyse je die Anlagen geleugnet hätte!? Als ob sie nicht dem Biologischen, d. i. dem Psychophysischen, immer Gerechtigkeit widerfahren ließe!? Aber ihre eigentliche Betätigung ist psychologisch, psychoanalytisch, und sie begnügt sich, zur Persönlichkeitsforschung Beiträge zu liefern. Hier ist noch lange Detailarbeit notwendig. In der Verwertung der Resultate psychoanalytischer Detailarbeit liegt der beste Fortschritt der Persönlichkeitsforschung. Die Anlagenforschung ist noch wenig fruchtbar. Die „Anlage" muß sich mit einer respektvollen Verbeugung begnügen, wie das „Ding an sich", mit dem es aber unmöglich ist, Physik zu betreiben.

Hitschmann (Wien)

Literatur und Kunst

Müller-Freienfels: Psychologie und Soziologie der modernen Kunst. Verlag Carl Marhold, Halle a. d. S. 1926.

Ein antithetischer Grundgedanke, der schematisch ausgebaut ist, durchzieht die Schrift: Die moderne Zivilisation, die stark rationalisiert, mechanisiert und unpersönlich ist, erzeugt das Bedürfnis nach dem Religiösen, Transzendenten

und Metaphysischen. Der Verfasser gibt eine Formel für die neue Kultur: „Mit Bewußtsein gesuchtes unbewußtes Leben, Mystik durch den Verstand ergriffen, Irrationalismus, der durch den Rationalismus hindurchgegangen."

Man erhält den Eindruck, daß der Verfasser vieles weiß, aber vieles vermengt.

Graber (Bern)

Taylor, M. P.: A Father Pleads for the Death of His Son. International Journal of PsA. VIII, 1.

Shakespeare hat in sein Drama Richard II. eine merkwürdige Episode eingefügt: Der Herzog von York entdeckt, daß sein Sohn an einer Verschwörung beteiligt war, die den unlängst gestürzten Richard wieder auf den Thron bringen wollte. Er bittet nun den Usurpator Heinrich IV., seinen Sohn töten zu lassen. — Der Herzog selbst hatte aber vorher seinen Herrn Richard verraten, an seinem Sturz mitgewirkt und Heinrich auf den Thron verholfen. — Taylor deckt nun in sehr überzeugender Analyse die Motive für das unmenschliche Verhalten des Vaters auf: Er hat das ganze Schuldgefühl, das in ihm wegen seines Verrats an Richard wirksam ist, auf den Sohn projiziert, an dem er sein eigenes Verbrechen bestrafen kann, ohne sich bewußt zu machen, daß es sein eigenes Verbrechen ist, das zur Bestrafung kommt.

Fenichel (Berlin)

Rank, Otto: Das Inzestmotiv in Dichtung und Sage. Zweite, wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Deuticke, Leipzig und Wien 1926.

Rank sieht sich, wie er im Vorwort sagt, bei der zweiten Auflage seines bekannten verdienstvollen Werkes vor die Aufgabe gestellt, „das Thema mit meiner eigenen gereifteren Auffassung in Einklang zu bringen", was in den Augen des Psychoanalytikers dem Buche nicht zum Vorteil gereicht. — Obwohl es für Rank „zwar verlockend" wäre, „dem Vorbild Nietzsches folgend, dieses Problem der eigenen Entwicklung einleitend aufzurollen", begnügt er sich mit Zusätzen und Änderungen im Sinne seiner programmatischen Erklärung: „Mit richtiger Einschätzung der im Mutterkomplex ruhenden präödipalen Entwicklung des Kindes ist auch klar geworden, daß das Schuldgefühl, das uns in der Dichtung als tragische Schuld entgegentritt, nicht aus dem Ödipuskomplex stammt, sondern aus einer früheren Entwicklungsphase, und sich nur deutlich auf der Ödipusstufe manifestiert." „Vielleicht ist es bald Zeit, in die Zukunft zu blicken und zu fragen, . . . ob es nicht möglich ist, den Ödipuskomplex, der so lange verleugnet und endlich anerkannt wurde, auch wirklich zu überwinden."

Fenichel (Berlin)

Rutter, George M.: Slips of the Tongue in Mediaeval English Literature. International Journal of PsA. VIII, 3.

Einige Beispiele von sinnvoller Verwendung des Versprechens in Dramen des Mittelalters.

Fenichel (Berlin)

Delius, R.: Tanz und Erotik. Delphin-Verlag, München.

Der Tanz, das höchste Spiel, sei die adäquate Ausdrucksform des sich befreienden (weiblichen) Eros, und — wie der schwärmende Verfasser meint — das einzige Mittel, ihn frei von aller traditionellen Bedingtheit darstellerisch zu erfassen und zu erleben.

Bally (Berlin)

Elster, Dr. Alexander: Musik und Erotik. Betrachtungen zur Sexualsoziologie der Musik. (Sonderabdruck aus der zweiten Auflage des »Handwörterbuchs der Sexualwissenschaft«.) A. Marcus u. E. Weber, Bonn 1925.

In seinem Aufsatz behandelt der Autor sein Thema auf einer breiten sexualsoziologischen und sozialbiologischen Basis und sucht seine Behauptungen sowohl psychologisch zu fundieren als auch philosophische Erklärungen zu geben. Er verrät dabei die Kenntnis einzelner Arbeiten psychoanalytischer Autoren, anerkennt z. B. die Rolle des Narzißmus, des Vorlustmechanismus, doch möchte er ihre Wirksamkeit auf die ausübenden Musiker beschränken. Mit anderen Behauptungen setzt er sich auseinander, besonders widerspricht ihm die Aussage Ferenczis über die analerotischen Grundlagen der Freude an der Musik. Dadurch wird allerdings eine der bedeutungsvollen unbewußt-erotischen Wurzeln des Musikgenusses ausgemerzt.

So kommt notwendig auch die Tatsache der Sublimierung etwas zu kurz. Es stellen sich metaphysisch gefärbte Gedankengänge ein, um das Problem zu umgehen. Der Autor betrachtet die euphorische Wirkung der Musik als die primäre und leitet davon die erotischen Wirkungen sekundär ab. Die Rauschwirkung der Musik schreibt er aber einer Vermittlung zwischen zwei Arten der Ekstase zu: 1) „der organischen Ekstase (sexueller Orgasmus als Grundlage der höheren Zeugung und Fortpflanzung); 2) der transorganischen Ekstase (religiös-mystische Verzückung, Trancezustand u. dgl.)". Allerdings wird diese Formel durch die Anmerkung (S. 14) sehr vereinfacht, daß „transorganisch" mit „seelisch" gleichbedeutend sei. Demnach soll Musik die Vermittlerin zwischen körperlich-sexueller und seelisch-asexueller Ekstase sein. Dabei bleibt die Frage der Sublimierung unerörtert und die Lösung dieser Seite des Rätsels des Musikgenusses nur wenig gefördert.

Während so einerseits ein Widerstand vorherrscht, selbst die Tatsache der Sublimierung und damit die Wesensgleichheit der sublimierten mit der unsublimierten Libido anzunehmen, erfahren anderseits gewisse Erscheinungen, wie so oft, eine zu kühne und nicht genügend begründete Deutung. So wird z. B. der „abstrakte Charakter der absoluten Musik" mit der Impotentia coeundi verglichen und gedeutet.

Eine andere Behauptung des Verfassers über die musikalische Darstellbarkeit der Empfindungen des Liebesspiels und des Koitus erscheint von vornherein evidenter. Hier hätte sich Verfasser auch auf die von ihm angeführte Arbeit des Referenten stützen können, insbesondere über die funktionelle Darstellbarkeit der Libidobewegungen durch die Musik, auch solcher während des Koitus.

Die eigentliche Stärke des Aufsatzes liegt in Verfassers reichem Wissen über Musikkunde, dem weiten Horizont und dem philosophisch erhöhten Standpunkt, von welchem aus sein wissenschaftlich geschärfter Blick eine große Zahl verwandter Erscheinungen auf dem Gebiete der Sexualsoziologie der Musik, z. B. Verwendung der Musik zu erotischen Zwecken, erotische Massenerscheinungen auf dem Gebiete der Musik, in anziehender Weise zusammenfassen kann. Im ganzen ein sehr lesenswertes Buch auf diesem spärlich bearbeiteten Gebiet. Pfeifer (Budapest)

Jocye, James: Jugendbildnis. Rhein Verlag, Basel.

Die Selbstbiographie des irischen Dichters, der mit seinem Roman „Ulysses" die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich zog, ist jetzt auch deutsch erschienen. In diesem Buch wird die Geschichte einer Seele erzählt, die Kämpfe eines jungen Menschen um seine innere Befreiung. Das Stärkste ist vielleicht der Anfang. Wie hier die Angst, die Nöte, auftauchende Phantasien, Fieberträume, kaum faßbare Gefühle eines Knaben dargestellt werden, ist ganz große Kunst. Die Welt des Vorbewußten, die gleitende Grenze zwischen Bewußtem und Unbewußtem wird mit einer so unübertrefflichen Genauigkeit erfaßt, wie das in der modernen Literatur seit Dostojewsky kaum je geschehen ist. Wie das Auftauchen von scheinbar sinnlos nebeneinandergereihten Gedankenreihen, wie das Aufblitzen von Erinnerungen, wie die um Symbole kreisenden Phantasien hier geschildert werden, entspricht haarscharf den Erlebnissen, die wir in Augenblicken hemmungslosen „Dösens" an uns beobachten können, wie sie in der Analysestunde aus den Selbstberichten der Patienten erschaubar werden. Nur wird das bei Jocye immer künstlerisch geformt, gerundet zu einer echten, intensiven Epik des seelischen Geschehens.

Am stärksten packt einem der Ton dieser Bekenntnisse, diese letzte, vor nichts zurückscheuende Aufrichtigkeit. Hier weht eine frische Luft! Es wird nicht ästhetisierend, mit einer falschen Schöntuerei Nebensächliches aufgebauscht, breit ausgelegt, sondern die brutalen, aber entscheidenden Erlebnisse werden herausgegraben und mit einem wissenden Ernst dargestellt.

Dem Psychoanalytiker bleibt um das Aufklären dieses Künstlerschicksals — (das seine Lösung in der Erkenntnis des heranreifenden Jünglings findet: „Ich will dem nicht dienen, an das ich nicht länger glaube, ob es nun Heimat, Vaterland oder Kirche heißt; und ich will versuchen, mich in irgendeiner Art des Lebens oder der Kunst auszudrücken, und zwar so frei wie ich kann und so vollständig wie ich kann . . .") — nicht viel zu tun übrig. Er könnte wohl die Linien der Triebdynamik deutlicher nachzeichnen, aber was uns Jocye lehren kann, ist viel entscheidender. Er zeigt nämlich, daß die künstlerische Selbstbiographie einen unersetzlichen Wert haben kann, indem sie uns einen „Anschauungsunterricht" über die Dinge der Seele gibt. Der Forscher und Praktiker der Wissenschaft kann zwar einen starken und auch künstlerischen Eindruck von der Realität haben, aber — wenn er Wissenschaft treibt — es nicht adäquat spiegeln. Und das nicht wegen irgend subjektiver Gründe oder Mängel, sondern weil Kunst und Wissenschaft anderen Formgesetzen unterstehen und den gleichen Gegenstand auf verschiedene Weise darzustellen haben. (Es gibt

freilich Ausnahmen, die diese Regel durchbrechen: man denke an die unvergleichliche Plastizität der Freudschen Krankheitsgeschichten.) Aber eben weil die Wege der Kunst und Wissenschaft sich notwendig trennen, bedeutet das Werk der Dichter eine so wesentliche Ergänzung zu unserer Arbeit. Indem sie die seelische Welt in ihrer ganzen Vielfältigkeit, in ihrer konkreten Tiefe darzustellen vermögen, tragen sie oft dazu bei, und zumal für Fernerstehende, die Ergebnisse der Psychoanalyse in einer direkten Art „glaubwürdiger" zu machen. Mir scheint, die Bedeutung solch starker, unverhüllter Selbstbiographien wie die Jocyesche ist, liegt nicht nur darin, daß sie zur Psychologie der Künstler beitragen, sondern auch darin, daß sie unser Wissen von der Psychologie des Menschen vertiefen helfen. Und wie heute die medizinische Wissenschaft, die Anatomie etwa, durch die Mitarbeit von Zeichnern und Malern in ihren Lehrbüchern in den Unterricht Belebung zu bringen sucht, so könnte die Psychoanalyse in den Dichtern ihre besten Mitarbeiter finden. Gerö (Wien)

Zur Psychologie des Okkultismus

Bruck, Dr. med. Carl: Experimentelle Telepathie. Neue Versuche zur telepathischen Übertragung von Zeichnungen. Julius Püttmann Verlag, Stuttgart 1925.

In diesem ziemlich umfassenden Buch berichtet der Verfasser über die von ihm in Hypnose und Wachzustand gemachten interessanten Experimente über telepathische Übertragung von Zeichnungen. Sie sind eben deshalb interessant, weil es dem Experimentator gelungen ist, unter strenger Kontrolle positive Resultate zu erreichen. Von hunderteIf Versuchen sind ungefähr achtzehn vollständig gelungen (die Zeichnungen der Versuchsperson gleichen dem Original) und etwa zehn geben die Hauptmotive und Einzelheiten des Originals wieder. Von Interesse sind die „Simultanversuche", die Einstellung zweier Personen in gleichzeitiger Hypnose auf dasselbe Original. So wird z. B. das Original (eine Leiter) von einer Versuchsperson, die guter Zeichner ist, ganz genau, von der anderen nur sein allgemeines Motiv wiedergegeben. Einiges Licht auf den Mechanismus der Gedankenübertragung werfen die „Serienversuche", die Einstellung der Versuchsperson ohne ihr Wissen in eine Serie von Versuchen auf ein und dasselbe Original. Jede Etappe bringt eine mehr oder weniger große Affinität zum Original, bis schließlich das Original selbst genau wiedergegeben wird. In einigen Fällen der Etappenversuche reproduzierte die Versuchsperson das Original nach der Schließung der Sitzung. Es geht bei diesen Versuchen so zu, wie wenn man sich auf ein Wort nicht besinnen kann, welches man ganz genau weiß, das aber bei fortgesetzter Bemühung erst entstellt und dann ganz richtig aus der Erinnerung auftaucht. Es liegt die Vermutung nahe, anzunehmen, daß die bei Gedankenübertragung wirkenden psychischen Energien von dem Experimentator zuerst in das Unbewußte der Versuchsperson ge-

langen und von da aus erst in das Bewußtsein derselben den Weg finden; daher die Ähnlichkeit beim Besinnen auf ein vergessenes Wort und beim Bemühen, das telepathisch Erfaßte wiederzugeben.

Nicht ohne Interesse für Libidotheorie ist die übereinstimmende Beobachtung der Experimentatoren, daß die Unlustgefühle der Versuchsperson zum vorübergehenden Versiegen der telepathischen Fähigkeiten, die Pubertät, das Klimakterium, Krankheiten anscheinend zu dauerndem Versiegen derselben führen (71), daß dagegen eine „affektive Fixierung" der Versuchsperson an den Versuchsleiter in der Hypnose „eine gewisse telepathische Konstellation" schafft (S. 72).

Lowtzky (Berlin)

»Zeitschrift für die Parapsychologie«. I, Heft 1, Januar 1926.

Die am 1. Januar 1926 an Stelle der „Psychischen Studien" erschienene „Zeitschrift für die Parapsychologie" will die mediumistischen Erscheinungen wissenschaftlich studieren, das Problemgebiet der neuen Wissenschaft in seinem ganzen Umfange behandeln, in erster Linie aber den Beweis für die Echtheit der parapsychologischen Vorgänge liefern. Die große Zahl der Gelehrten, die die Zeitschrift zu unterstützen bereit ist, läßt hoffen, daß es ihr gelingen wird, das gestellte Ziel zu erreichen.

Der Inhalt dieses Heftes der „Zeitschrift für die Parapsychologie" bringt wenig Neues. Die Mitteilungen von F. W. Pawlowsky („Die Mediumschaft des Frank Kluski") könnten von Interesse sein, wenn sie glaubwürdig wären. Die Redaktion selbst hält es für nötig, darauf hinzuweisen, daß der Verfasser die alleinige Verantwortung für seine Berichte zu tragen hat. Prof. H. Driesch in seinen Meditationen über die Unsterblichkeit („Weltanschauliches und Theoretisches") hält die spiritistische Theorie wohl für logisch berechtigt, weiß aber, daß deren Richtigkeit nicht bewiesen werden kann, weil die angeblichen Kundgebungen der Verstorbenen auch durch Telepathie oder Hellsehen erklärt werden können. Obwohl er zugibt, daß Spiritismus keine bewiesene Lehre ist, verwirft er ihn nicht gänzlich, und nimmt mit W. James an, daß ihr „ein gewisser Grad der Wahrscheinlichkeit zugebilligt werden kann", und zwar aus dem Grunde, weil es Tatsachen gibt, für welche die Spiritisten eine einfachere Erklärung geben als alle anderen. Die Tatsache, daß „das Medium alle seine übernormalen Kenntnisse, welche aus verschiedensten Quellen stammen, so anordnet, daß sie von einer und derselben Person zu kommen scheinen, nämlich von einem Verstorbenen" . . ., diese Tatsache erlaubt ihm nicht die spiritistische Hypothese vollständig zu verwerfen, obwohl er sie auch nicht annimmt. Dieses „seltsame Phänomen der Parapsychologie" — die Vereinigung aller Einzelheiten zum Schema einer „Persönlichkeit", welches Prof. Driesch so unerklärlich vorkommt und ihn zum Freunde des Spiritismus macht, ist der Psychoanalyse wohl bekannt. Es ist die Identifizierung, das Vermögen des Unbewußten, sich zu personifizieren, das mit der Unsterblichkeit nichts zu tun hat.

Das übrige Material dieses Heftes bringt Berichte über parapsychologische Phänomene, deren Tatsächlichkeit noch nicht bewiesen ist, oder Diskussionen über einzelne Fälle.

Lowtzky (Berlin)

Bruhn, Christian: Gelehrte in Hypnose. Zur Psychologie der Überzeugungen und des Traumdenkens. Verlag Parus, Hamburg 36.

Bruhn nimmt in diesem Buche weniger Stellung zur okkultistischen Lehre selbst als zu ihren Forschern und Anhängern und der Art der Forschung. Er kritisiert die Urteilsfähigkeit der okkultistischen Autoren, und zwar, um die Frage radikal zu erledigen, gleich die ihrer bedeutendsten Vertreter. Männer wie Driesch, Willstetter, Thomas Mann, Klages und noch über fünfzig weitere Persönlichkeiten von geistigem Rang unterzieht er — im übrigen ihren Wert anerkennend — in bezug auf ihre Einstellung zum Okkultismus seiner Kritik. Er bringt Stellen aus ihren Gutachten und sonstigen Äußerungen und weist immer wieder nach, daß die Forscher von vornherein eine affektive Einstellung zum Okkulten haben, von vornherein ihm mit Wünschen und Erwartungen entgegentreten, dementsprechend auch keine exakten wissenschaftlichen Experimente anstellen, sondern sich unkontrollierbaren oder mangelhaft kontrollierten Beobachtungen wunderbarer Begebenheiten hingeben. Er vergleicht sie Hypnotisierten, denen aber niemand sagt, daß sie hypnotisiert sind, und die niemand weckt. Er spricht vom „hypnotischen Unfall", der entsteht, wenn man — und zwar meint Bruhn jedermann — das gefährliche Gebiet nur betritt; dann weiche das wache kritische Denken der Macht der Hypnose, die von der Persönlichkeit des Mediums und seines Versuchsleiters, unterstützt durch wiederholte mündliche und gedruckte Beteuerungen anderer — von Bruhn ebenfalls als „hypnotisiert" bezeichneter — Gewährsmänner, ausgeht. Es gibt nur eine Errettung aus diesem Zustand, eine Heilung, das ist — wenn möglich — die Selbstbesinnung auf diesen „hypnotischen Unfall", und bei Menschen, die dies aus eigener Kraft nicht können, Hilfe durch andere Menschen, die die Hypnotisierten aus ihrer Hypnose erwecken. Hier und an einer früheren Stelle nimmt Bruhn Bezug auf die Psychoanalyse. Ehe ich darauf näher eingehe, möchte ich zu dem bisher Referierten Stellung nehmen.

In der Anschauung, daß beim heutigen Stand des Okkultismus das Okkulte und zu Erforschende in der Psyche des Forschers und nicht in der Außenwelt liege, stimmen wir mit dem Verfasser überein. Seinem Vorwurf betreffs der affektiven Einstellung der Autoren müssen wir ebenfalls zustimmen. Seine Forderung einer wissenschaftlichen, d. h. einer affektfreien Einstellung — wir fügen hinzu einer auch von unbewußten Affekten freien — müssen wir insofern erweitern, als sie durchaus nicht nur an die Forscher des Okkultismus zu stellen ist, sie vielleicht nur in besonders hohem Maße gegen sie verstoßen. Bis heute ist eine streng wissenschaftliche Einstellung — der obigen Definition entsprechend — bei wissenschaftlichen Forschern selten genug anzutreffen, ich brauche nur auf die Art der Widerstände, die der psychoanalytischen Forschung entgegengebracht wurden, hinzuweisen, aber auch das ist nur ein Beispiel unter vielen. Wenn wir aber dem Verfasser selbst seinen eigenen, wie gesagt berechtigten, Vorwurf nicht auch machen, so geschieht es nur in der Annahme, daß er selbst nicht den Anspruch darauf macht, ein wissenschaftliches Buch geschrieben zu haben; es

ist im Gegenteil ein sehr affektvoller Mahnruf eines selbst Gefährdeten: „... sagte plötzlich eine innere Stimme in mir: Du kennst zur Genüge die Unzulänglichkeit der wissenschaftlichen Ergebnisse; maßest du dir an, zu wissen, was ‚unmöglich' ist? Gehorsam lenkte ich ein und versuchte nun, mich einmal in die Vorstellung zu versenken, als ob gerade die Okkultisten — deren Urteilsfähigkeit von vornherein zu bezweifeln ich ja durchaus keinen Grund hatte — die Wahrheit sähen, mein Blick aber durch eingewurzelte Vorurteile und lange geübte Denkgewohnheiten getrübt sei. In diesem Versunkensein erschien mir bald alles Behauptete in anderem Lichte — aber plötzlich fühlte ich erschreckend, daß ich mich ohne Verzug diesem träumenden Zustand entreißen müßte, wenn nicht eine gründliche Veränderung in mir eintreten sollte. Mein persönlichstes Denken, mein selbstverständliches Gleichheits- und Ähnlichkeitsgefühl wollte sich verlieren zugunsten meines willkürlichen ‚Als ob'. Es war mir jetzt, wie wenn ich in einen dunklen Gang gelockt sei, wie wenn hinter meinem Rücken im nächsten Augenblick eine Tür einschnappen und für mich unaufschließbar bleiben würde. Ich habe voll Schrecken den Gedankengang abgebrochen und werde es nie wieder wagen, mich ihm hinzugeben." Wenn er es selbst sagt, wird er wohl gut daran tun; wie weit er in bezug auf die bisherigen Forscher Recht hat, ist bereits gesagt worden, doch ist ebenso zu betonen, daß es kein Forschungsgebiet gibt, demgegenüber eine wissenschaftliche Einstellung nicht möglich wäre; diese hängt vom Forscher, nicht vom Forschungsgebiet ab. Wenn wir die Affektlage berücksichtigen, in der das Buch geschrieben ist, werden wir nicht mehr überrascht sein, auf Mißverständnisse und Widersprüche zu stoßen. So z. B. zitiert der Autor unter den okkultistischen Dokumenten eine Stelle aus einer Analyse Groddecks.

Worin das Gemeinsame zwischen Okkultisten und Psychoanalytikern liegen soll, will ich den Autor mit eigenen Worten sagen lassen: „Dr. Groddeck ist Psychoanalytiker. Er führt die Krankheiten des Körpers auf frühe seelische Erlebnisse zurück. Den Weg findet er aus Einfällen, d. h. Gedankenverbindungen, die sich auf Grund irgendeiner Ähnlichkeit, die sich ja für alles findet, anbieten. Meistens sind es nur Ähnlichkeiten in den Bezeichnungen. Die Gewohnheit, sich solchen Gedankenverbindungen hinzugeben, muß ich als gefährlich ansehen, denn sie kann leicht zum Zwang, zur Hypnose werden. Alsdann dient sie aber nicht mehr dazu, nur den Weg zu finden zu weit zurückliegenden, verborgenen Erinnerungen, sondern sie führt zu hypnotischen, unhaltbaren Urteilen."

Dafür aber an anderer Stelle, nämlich als er von der Heilung der in bezug auf den Okkultismus Hypnotisierten spricht: „Auf das gleiche Ziel hin strebt der Psychanalytiker (sollte die verschiedene Schreibweise kein Zufall sein?). Er tastet an scheinbar belanglosen Merkmalen die in hypnotischer Willenlosigkeit hervortauchenden Erinnerungen ab und findet den dunklen Weg durch das Gedächtnis des Hörigen bis an den Punkt, da der Zwang entstand. Der Schaden wird ins Bewußtsein gehoben und geheilt."

Naef (Berlin)

Riese, Walther, Dr. med.: *Seele und Schicksal.* Hesse & Becker Verlag, Leipzig 1927.

Stark von Kretschmer und Freud beeinflußt, darf Rieses Buch als eine gute, populäre Arbeit bezeichnet werden. Man erhält wertvolle Aufschlüsse über Erbmasse, innere Sekretion, traumatische Wandlungen, Anlage und Umwelteinflüsse. Auch die Ausführungen im zweiten Teil des Buches über Schädigungen (Gifte, Alkohol, Prostitution), Heilswirkungen („Schicksalsbildende Kraft der Psychoanalyse"), Körperkultur, rhythmische Gymnastik, Ernährung sind für die breite Masse sehr aufschlußreich.

Zur Psychoanalyse hat der Verfasser eine eigenartige Einstellung. Man gewinnt den Eindruck, daß er ihr eigentlich mehr zugetan ist und mehr von ihr übernommen hat, als er selber weiß. Er widmet ihr ein eigenes Kapitel und betitelt es: „Psychoanalyse als schicksalsbildende Kraft." Er will die Psychoanalyse, die ein künstlicher Vorgang an Stelle eines natürlichen bedeute, nur „in Fällen von Krankheit und Lebensunfähigkeit aus krankhafter Ursache" angewendet wissen. Den übrigen Lebenskämpfern könne die Psychoanalyse den „Strom der Welt" nicht ersetzen. — Von diesem Ehrgeiz war die Psychoanalyse auch nie besessen. Trotzdem kann sie — wie es übrigens, nach dem Buche zu schließen, auch für Riese zutrifft — das „Mitschwimmen" erleichtern helfen. Gänzlich fehl geht der Verfasser, wenn er sich gegen die Annahme der infantilen Erotik sträubt, wenn er schimpft, daß man „gar von geschlechtlichen Wünschen des Kindes und seinen Träumen von Geschlechtsverkehr redet und so eine Entzauberung herbeizuführen sucht". Gerade die vielseitige wissenschaftlich wertvolle Arbeit der Kinderanalytiker bewies in letzter Zeit einwandfrei die Richtigkeit der Freudschen These. Seltsam berührt auch die Idee des Verfassers, es sei „oft genug besser . . . die seelischen Schädigungen" zu belassen . . . „das Verdrängte ruhen zu lassen und den krankmachenden Herd nicht zu berühren . . . die Lügen des Lebens" nicht aufzudecken.

Ablehnen müssen wir die Auffassung des Verfassers, „die von der psychoanalytischen Schule vermittelten Einsichten seien aus der Behandlung begüterter Volksschichten hervorgegangen. Nur dort spielten die Sexualangelegenheiten eine derart bedeutende Rolle". Riese versteigt sich zur abstrusen Behauptung: „Beim Proletarier ist aber alles ganz anders . . . für Entwicklungen von Libidofixierungen und Komplexen ist keine Zeit . . ., wenn ein älteres Geschwister die Aufzucht des jüngeren übernimmt, ist so gut wie keine Gelegenheit zur Entfaltung eines gefahrdrohenden Ödipuskomplexes vorhanden." — Das ist sicher Kurzsichtigkeit, wenn nicht Tendenz. Der pädagogische Kinderanalytiker findet seine Hauptarbeit gerade bei niederen Volksschichten. Die Erfahrung lehrt ihn in dieser Hinsicht tagtäglich das Gegenteil von Rieses Ansicht.

Graber (Bern)

Baudouin, Charles: Untergang oder Wiedergeburt? Aus dem Französischen von Paul Amann. Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen.

Der Titel paßt schlecht zu der gediegenen Abhandlung. Es läßt sich in der Frage der Menschheitsentwicklung nicht wohl ein Entweder-Oder aufstellen.

Baudouin, der Verfasser der „Autosuggestion", sieht in der Autorität des Wissens die Aussicht auf Ordnung und damit auf Rettung. Er nennt zwei Beispiele aus dem Bereich der „rettenden" Wissenschaften unserer Zeit: Die Reformpädagogik und — was uns an dem Couéisten verwundert — die Psychoanalyse. Er führt über letztere aus:

„Aber alle Witze und alles Mißverstehen schaffen sie nicht aus der Welt, und wer immer sie gewissenhaft und ohne Vorurteil studiert, den gewinnt sie . . . ist nicht in Wahrheit diese freilich noch tastende Wissenschaft eine kolonisatorische Kraft, die zum Reich des Bewußten noch manche unbekannte Länder hinzutut, die von je das Gebiet des Unbewußten gebildet haben? Und dieses kann sicherlich noch erstaunlichere Folgen nach sich ziehen, als die Entdeckung Amerikas und alle wirklichen und sinnbildlichen Weltumseglungen der Renaissance" (S. 50)

Graber (Bern)

Müller-Freienfels, Richard: Geheimnisse der Seele. Delphinverlag, München.

Mit „Geheimnissen der Seele" geheim zu tun, bliebe besser ungetan. Jedenfalls der Wissenschaft dient man damit nicht. Zudem: der Titel paßt im Grunde herzwenig zum Inhalt des Buches, aus dem hervorgeht, daß der Verfasser alles psychische Geschehen doch eigentlich recht oberflächlich geschaut hat und nun möglichst viele banale Alltäglichkeiten mit großem Tamtam vorträgt.

Der Psychoanalyse glaubt er ein Kränzchen winden zu müssen, „daß sie in die(se) dunkle Welt der verdrängten und verkappten Erlebnisse hineingeleuchtet hat". Trotzdem: Verfasser mag sein Verhältnis zu den Eltern „noch so rückhaltlos ins Gedächtnis zurückrufen, er (ich) finde(t) nicht eine Spur von Sexualität den Eltern gegenüber". Die Eltern waren ihm, wie er sich äußert, „völlig tabu".(!) Er gibt zu, daß die Bindung an den Vater von „Ressentiment", „Furcht", „Unterdrücktheitsbewußtsein", dumpfer „Rachestimmung" begleitet war, während diejenige an die Mutter mehr Zärtlichkeit aufwies. Er sagt: „So konnte man sich mit der Mutter im Bunde fühlen, wie in einer Verschwörung gegen die strenge Autorität des Vaters: das durch Sexualität und Ödipusinstinkte zu motivieren, ist völlig falsch."

Es scheint, daß der Verfasser noch wenig Gelegenheit fand, die Psychoanalyse auch in „die dunkle Welt" seiner „verdrängten und verkappten Erlebnisse hineinleuchten" zu lassen.

Graber (Bern)

Seligman, C. G.: Anthropology and Psychology. A Study of Some Points of Contact. (Journal of the Royal Anthropological Institute 1924, Bd. LIV, S. 13.)

An dieser Arbeit lassen sich zwei Teile unterscheiden. Im ersten Teil behandelt der Autor die extrovertierten und introvertierten psychologischen Typen Jungs im Zusammenhang mit dem Problem der künstlerischen Produktion, der Vererbung und der Rassenpsychologie. In bezug auf die Kunst werden einige Gedanken von Thornton und Gordon wiedergegeben, wonach

Maler wie Rubens, Delacroix und Signac solchen wie Poussin, Ingres und Marchaud gegenübergestellt werden, und zwar die erste Gruppe als Beispiel vornehmlich extrovertierter, die zweite vornehmlich introvertierter Charaktere. Analoge Unterschiede lassen sich — wie angenommen wird — aufzeigen, wenn man die Schnitzereien von der Westküste Afrikas mit den Schnitzarbeiten mancher Stämme aus Zentralafrika vergleicht. Von biologischer Seite her lassen einige (zugestandenermaßen zu solcher Annahme allein nicht ausreichende) Tatsachen vermuten, daß die Vererbung eines psychologischen Typus mit der Vererbung gewisser physischer Merkmale zusammenhängt. Rassenmäßig verhält es sich wahrscheinlich so, daß die meisten Primitiven mehr zum extrovertierten Typus neigen als die zivilisierten Völker. Unter diesen gibt es bedeutende Unterschiede innerhalb einer Rasse; so sind unter den europäischen Rassen (nach Mc Dougall und Lenz) die nordischen Völker mehr introvertiert als die Mittelmeervölker, unter den asiatischen Rassen die Chinesen und Hindus mehr introvertiert als die Japaner. Bei diesen Überlegungen finden die Unterteilungen der introvertierten und extrovertierten Typen, die Jung in seiner letzten Arbeit vornahm, keine Berücksichtigung.

Der zweite Teil der Arbeit berichtet von dem Beginn einer Forschungsarbeit an den Träumen nichteuropäischer Rassen. Im allgemeinen zeigt das bisher noch spärlich gesammelte Tatsachenmaterial dieselben Traummechanismen am Werk, die bei Europäern funktionieren. Es scheint überdies, daß die Träume überall als etwas angesehen werden, das einer gewissen Erklärung oder Analyse bedarf, ohne welche ihr Sinn nicht verstanden werden kann. Das Volk, bei dem die Untersuchungen angestellt wurden, gab diese Erklärungen entweder in mehr oder weniger konventioneller Form (oft durch „Gegenteils"deutung) oder durch Assoziationen, d. h. „durch eine elementare Selbstanalyse". Auch die „typischen" Träume der Europäer kommen bei Primitiven häufig vor und bei allen Rassen legt man ihnen anscheinend die gleiche oder eine sehr ähnliche Bedeutung bei. So heißt es vom Traum des Zahnverlustes, er bedeute den Tod eines nahen Verwandten oder Freundes, der Flugtraum verheißt Glück, langes Leben oder Wachstum, der Klettertraum hingegen bedeutet Erfolg auf sexuellem oder anderem Gebiet. Der Autor ist der Ansicht, daß „man, wenn man zeigen kann, daß die gleiche Symbolik . . . sich in den Träumen nichtverwandter Rassen findet, die tiefe Unterschiede in Zivilisation und Gesellschaftsordnung aufweisen, zugeben muß, daß das Unbewußte der verschiedensten Rassen qualitativ so sehr gleich sei, daß es einen allgemeinen Vorrat an Vorstellungen für die Phantasietätigkeit bildet; wir sehen uns daher genötigt, diesen Tatsachen voll Rechnung zu tragen bei unseren Arbeiten über die Entstehung der Mythen, Religionen, ja vielleicht auch bei der Erklärung der Erfindung der einfacheren Werkzeuge und technischen Vorgänge."

J. C. Flügel (London)

Allwohn, Adolf: Die Ehe des Propheten Hosea in psychoanalytischer Beleuchtung. Verlag Alfred Töpelmann, Gießen 1926.

Allwohn versucht mit Hilfe psychoanalytischer Erkenntnisse eine neuartige Deutung der seltsamen Eheschicksale des Propheten Hosea zu geben. Hosea

erhielt bekanntlich von Jahwe den Befehl, eine Dirne zu heiraten. Nachdem sie ihm drei Kinder geboren hatte, verstieß er sie, nahm sie aber später wieder an.

Allwohn ist ängstlich bemüht — er betont es mehrmals — nur diejenigen Forschungsergebnisse der Psychoanalyse zu verwerten, die auch von den Gegnern der Tiefenpsychologie anerkannt werden. Er verrät deshalb eine starke Unsicherheit und verwickelt sich auch in Widersprüche. Er lehnt vor allem ausdrücklich ab, „die Manier der Freudschen Schule, alles, auch die Religion, auf Sexuelles zurückzuführen". Dabei führt er aber aus: „Hoseas Sexualität verlief im Unbewußten; . . . und kommt so im Hoseabuch auch nicht in klarer Ungebrochenheit, sondern in gewisser verschrobener Weise zum Ausdruck." Ferner: „So suchte die eingeklemmte Sexualität des Hosea eine Stelle, an der sie in plötzlichem, unregulierbarem Aufstieg zur Entspannung gelangen konnte. Und diese Stelle fand sich in der von Hosea in der Ekstase von 1, 2 erlebten Verpflichtung, um der Größe seines Gottes willen das ‚Huren' des Landes irgendwie anzupacken und seinen Volksgenossen als Sünde zum Bewußtsein zu bringen. Hier konnte sich die Sexualität aus dem Unbewußten heraus äußern, allerdings in der Form einer ‚Affektverschiebung', d. h. nicht die zur Entspannung gelangende Wunschregung wurde mit aller Leidenschaftlichkeit betont und mit den intensivsten Gefühlen (Affekten) begleitet, sondern die Unterwerfung unter die Forderung Jahwes. Der Affekt wurde vom Sinnlichen auf das Religiöse verschoben."

Allwohn führt also, entgegen seiner Versicherung, selber das Religiöse auf das Sexuelle zurück. Bei den Deutungsversuchen gelingt es ihm auch nicht, den Kern des seelischen Konfliktes bei Hosea herauszuschälen, da ihm die stark inzestuösen Triebregungen des Propheten verborgen blieben.

Die Dirnenehe ist eine Darstellung der Ehe Jahwes mit dem hurerischen Land. Das Land aber „hurt" von Jahwe weg. Allwohn führt selbst aus, daß die Kinder Hoseas „als Repräsentanten des Volkes, der Kinder der hurerischen Gattin Jahwes, angesehen werden". In diesem Falle wäre also Hosea in ehelicher Verbindung mit dem „Weibe" Gottes, des projizierten Vaters, gestanden. Hurenweib und Land sind identisch. Hosea heiratet also seine „Mutter", die vom Vater weg hurt. Daher auch der unlösbare Konflikt in Hosea und daher das Gebot (in Identifikation mit Gott = Vater) und das Verbot der Dirnenehe von seiten Jahwes.

Graber (Bern)

Penrose, L. S.: Some Psycho-Analytical Notes on Negation. International Journal of PsA. VIII, 1.

Der Autor versucht die triebpsychologische Untersuchung der Urteilsfunktion, die Freud in „Die Verneinung" angebahnt hat, spekulativ zu ergänzen: Wie die Verneinung einer Behauptung das Anzeichen einer affektiven Abwehr ist, so zeigt auch eine besondere Betonung an, daß ein Widerspruch im Unbewußten vorliegt. Eine solche Betonung kann sich im besonderen Nachdruck, der auf eine Behauptung gelegt wird, in ihrer Wiederholung oder in Tautologien (versteckten Wiederholungen) zeigen. Die Verneinung drückt letzten Endes die primitive orale Unzufriedenheit aus. (Der Buchstabe N, der im „Nein" aller indogermanischen Sprachen vorkommt, benötige dieselbe Zungenstellung,

die sich bei Trockenheit des Mundes und bei Durst einstellt.) Die betonte Bejahung wäre entsprechend die Vorwegnahme der Lust, die entstehen würde, wäre das bejahte Ding da. — Die Sprache hat noch kein besonderes Affirmationszeichen, das, einem Urteil beigesetzt, seine Richtigkeit unterstreichen würde, wie es Nachdrücklichkeit und Wiederholung des Urteils tun, nur manche logischen und mathematischen Systeme haben sich ein solches Symbol geschaffen. — Freud hat ausgeführt, daß die Verneinung ein Mittel ist, ohne wirkliche Aufhebung der Verdrängung verdrängte Inhalte dem Bewußtsein bekannt werden zu lassen. Eine Sprache, die ein solches Affirmationssymbol besäße, könnte auf gleiche Weise doppelt so gut die Nachteile der Verdrängung wettmachen. Penrose meint, daß es damit, daß Mathematik und Logik schon solche fortgeschrittenen Sprachen sind, zusammenhänge, daß die Gültigkeit ihrer Urteile unabhängig von der Realität ist, und daß ihre rein deduktive Methodik für die Erfassung der äußeren Welt ungeeignet ist. Die Deduktion kann Intrapsychisches mit Sicherheit finden, die Induktion, die Methode der Erfahrung und des praktischen Lebens, will Dinge in der Außenwelt wiederfinden — und kann das nie mit Sicherheit. (Ein Syllogismus ist absolut richtig, eine wissenschaftliche Hypothese nicht.) Jedes induktive Urteil muß die Angst, man könnte das gesuchte Objekt nicht wiederfinden, überwinden; die Erregung, wenn man es doch wiederfindet, ist die eigentliche Bejahung, die von der Gültigkeitsbetonung zu unterscheiden ist, von der bisher die Rede war; die Mundstellung beim Worte „Ja" soll einem kindlichen Freudenschrei entsprechen. — Penrose führt weiter aus, er halte also nicht wie Alexander die Logik für introjizierte Naturgesetze (was auch zu einem unlöslichen Widerspruch zu Kant führte), sondern eher für die projizierten Mechanismen des psychischen Apparates. Für die Wirklichkeit bedarf es der unlogischen Induktion. Reine Deduktion verhindert die soziale Einordnung, sie hat in der normalen Psyche nur die Funktion der „Intelligenz", d. h. sie hat für den Fall, daß das Erwartete in der Außenwelt nicht gefunden wird, die Erfahrungen der Vergangenheit zu Hilfe zu bringen. Die vom ursprünglichen Lustprinzip schon emanzipiertere Deduktion gehört dem Ich, die Induktion dem Es an. (Die dunkle intentionale Einstellung ohne Erkenntnis einer Außenwelt, die wir dem Es zuschreiben müssen, kann wohl noch nicht „Induktion" genannt werden; unseres Erachtens gehören Induktion wie Deduktion als Denkmethoden dem Ich an, nur ist die Induktion archaischer.) — Während die Verneinung einen Rückzug von der Außenwelt darstellt, bedeutet die betonte Gültigkeitsbehauptung eine intentionale, ja sadistische Einstellung zur Außenwelt hin; beide zeigen einen Konflikt zwischen Bewußtem und Unbewußtem an, während die eigentliche Bejahung der Harmonie beider Systeme entspricht und der genitalen Entwicklungsstufe zugeordnet ist.

Fenichel (Berlin)

Becher, Erich: Metaphysik und Naturwissenschaften. Duncker & Humblot, München und Leipzig 1926.

Der Autor versucht nachzuweisen, daß die Naturwissenschaften, die Teilgebiete der Wirklichkeit untersuchen („Partialrealwissenschaften"), und Metaphysik, die die Gesamtwirklichkeit oder Teilgebiete der Wirklichkeit in ihrer

Beziehung zu dieser Gesamtheit untersucht („Totalrealwissenschaft"), nicht nur ihrem Gegenstande nach verwandt sind, sondern auch dieselben Methoden und Erkenntnisgrundlagen haben, also enge zusammengehören. Der Versuch, die Kantschen Einwände gegen die Möglichkeit einer Metaphysik zu widerlegen, erscheint uns nicht gelungen. Auf die Psychoanalyse wird nicht Bezug genommen.

Fenichel (Berlin)

Hildebrandt, Kurt: Gesundheit und Krankheit in Nietzsches Leben und Werk. S. Karger Verlag, Berlin 1926.

Der Nachweis, daß Möbius' bekanntlich auf progressive Paralyse lautende Diagnose von Nietzsches Geisteskrankheit zweifelhaft ist, daß aber auf alle Fälle der Einfluß eines organischen Gehirnleidens für die vor 1888 entstandenen Werke nicht in Betracht kommt, ist dem Verfasser, wie uns scheint, gelungen.

Die Motive aber, die ihn dazu bewegen, diese Untersuchung durchzuführen, bewirken ein bedauerliches Versagen auf psychologischem Gebiet: Hildebrandt vermeidet es nämlich, Nietzsche anders als in der Identifizierung mit seiner Idee zu sehen. Darum weist er den fruchtbaren Gedanken Stekels, als habe in der unglücklichen Leidenschaft für Wagner die homosexuelle Komponente eine ausschlaggebende Rolle gespielt, empört zurück. Aber er schreibt: „Nun hat Nietzsche zwar keinen Trieb zur lauten und aufdringlichen Geselligkeit; aber noch weniger hat er einen Trieb zur Einsamkeit. Angeboren ist ihm der Trieb des Predigers zur Gemeindebildung." Sind „Andeutungen von Zwangsideen" da, so „fallen sie bei seiner exzentrischen Lebensweise nicht schwer ins Gewicht". Nietzsche wird zum harmonischen Menschen mit „gesunden Leidenschaften" gestempelt, und die Motive, die ihn unglücklich machen, gehören nicht ihm, sondern seinem Schicksal an.

Man sieht, das Buch wendet sich an einen Kreis, der nur einen geretteten und gereinigten Nietzsche erträgt und ist daher für den Psychologen kaum von großer Bedeutung.

Bally (Berlin)

Wohlbold, Hans: Mysterienweisheit. Menschheitsentwicklung vom Mythos zum Christentum. Delphinverlag, München.

Das Buch ist in fesselnder Sprache geschrieben, nur ist zu bedauern, daß Wohlbold zu sehr anthroposophisch orientiert, die Mysterien zu „geistig" deutet und zu wenig mit dem Naturgeschehen in Einklang bringt. Es gehört zum Typischen des Verfassers, dem gewiß eine ungewöhnliche Schau in die Genese der Menschheit gegeben ist, daß er diesen lückenlos zu sehen glaubt und deshalb die Geschehnisse manchmal gewaltsam in das erdachte System einzwängt.

In der Deutung der Symbole hätte der Verfasser bei J. J. Bachofen und ganz besonders auch bei der Psychoanalyse viel lernen können.

Graber (Bern)

GESCHICHTE EINES TRAUMES

GESPRÄCH

von

ALBRECHT SCHAEFFER

KLEMENS: So wäre es denn Abend geworden, und du kannst mich nun wissen lassen, was dich den Tag über im Innern so spürbar bewegt hat. Oder ist's noch zu früh?

IRENE: Nein, — ich ließ es ja Abend werden, um es zu sagen. Es ist nur ein Traum. Aber heute morgen war ich noch zu ergriffen, um davon sprechen zu können, und darum hatte ich all den Tag zu tun, ihn innerlich zu wiederholen, um ihn in Nichts zu vergessen. Mitten in der Nacht erwachte ich aus ihm; mein Gesicht und das Kissen war ganz naß von seinen Tränen. Nun hat seine Kraft durch den langen Tag doch abgenommen, und ich kann ihn noch weniger verstehn als zu Anfang.

KLEMENS: Wenn es wahre Tränen waren, in denen du erwachtest, muß er auch wahr gewesen sein.

IRENE: Meinst du? Dann will ich von vorn anfangen . . .

Es war später Abend in meinem Traum. Die Lichter brannten schon in meiner Vaterstadt, durch die ich zum Bahnhof ging, weil ich die alte Frau Bechlarn besuchen wollte, die Vorsteherin des Pensionats, in dem ich als Mädchen war. Sie war die gütigste alte Frau, besonders für mich hatte sie viel Verstehn und Verzeihen, aber sie ist schon lange tot. Im Dahingehn gestaltete sich erst dieser Besuch in mir als eine Pflicht, ja ein Geschenk für die einsam gewordene Alte; aber auf einmal ward mir bewußt, daß in diesem Augenblick meine Mutter davor war, sich das Leben zu nehmen.

KLEMENS: Oh! Deine seit drei Jahren tote Mutter. Dieser Traum scheint sehr echt zu werden.

IRENE: Meinst du? Höre weiter. Je näher ich dem Bahnhof kam — er lag nun auf freiem Felde im Dunkel, ein langes Gebäude mit unzähligen

Fenstern — um so angstvoller spürte ich, daß ich zu Mutter zurück mußte. Ich wollte es mir ausreden, — und wie unsinnig war es auch: Mutter, diese übergerade, unerschütterliche Natur, über die gewiß von Jenseits nie ein trübender Schatten gefallen ist . . . Aber es zerrte nur glühender an mir, ich widerstand wieder mit der Pflicht gegen die alte Bechlarn, ich löste die Fahrkarte am Schalter. Der Zug stand schon da, ich setzte den Fuß auf das Trittbrett, da war's aus. Ich drehte im Wirbel um und rannte durch den Bahnhof zurück in solch einer Angst, wie ich im Leben für Mutter niemals empfunden habe. Ich lief, denn es stand kein Auto am Bahnhof; da war nur das leere, schwarze Feld und ganz fern die Lichter der Stadt. Nun, ich habe sie wohl doch erreicht, und auf einmal stand da ein Auto. Im Dunkel drin saßest du und sagtest: „Endlich! Wo bliebst du nur?" Du wußtest es also schon, und ich dachte, wie wir dahinfuhren, inständig: Wenn wir nur gleich Doktor Rosen träfen! Richtig sah ich ihn dastehn, ließ gleich halten und rief ihm zu, und er war auch sofort bereit mitzukommen, obgleich ich sagte, es wäre ja nur eine Ahnung von mir. Er ließ sogar bei einer Apotheke halten und holte einen von diesen großen Zylindern mit Sauerstoff zur Wiederbelebung heraus. Ich weiß nicht, wie lange diese entsetzliche Traumfahrt gedauert hat; endlich erschien in der dunklen Gartenstraße das Haus, auch ganz dunkel, und ich wußte, es war schon geschehn. Statt Mutters war aber in diesem Traum Vater schon lange gestorben. Es war also niemand im Haus. Nun liefen wir durch den Vorgarten, die Haustür war unverschlossen. Doktor Rosen sagte: „In den Keller!" und wir stiegen hinunter; er leuchtete mit einer Taschenlampe. Unten war es so, wie hier in Bayern die Kuhställe sind, niedrige, flache Gewölbe auf Säulen, — und da hing Mutter, vor einer Säule, als ob sie stand; sie war ganz blau — ach, entsetzlich! Aber Doktor Rosen sagte: „Sie lebt noch", und er nahm sie herab und legte sie hin, bewegte ihre Arme und gab Anweisungen, schalt und fluchte auf seine bäurische Art, weil du mit dem Sauerstoffapparat nicht schnell genug fertig wurdest. Ich sah nun auch, daß sie noch lebte, meine Tränen liefen stromweis, und ich sagte immer wieder: „Muttchen, mein Muttchen!"

Dann nahm es ein Ende.

KLEMENS: Aber das war ein sehr schöner, vielmehr ein sehr guter Traum. Ebenso wahr gewiß, wie klar und befriedigend. Findest du nicht?

IRENE: Nein. Klar, das gewiß —

KLEMENS: Ja, und von einer Klarheit, die nur die Folge von Wahrheit sein kann. Er scheint sie dir nur zu verbergen, indem er sie dir gestaltet.

IRENE: Ich verstehe freilich so gut wie nichts. Zum Beispiel: wieso war es im Keller?

KLEMENS: Darauf würde dir ein Seelenarzt antworten, das sei ein Traumsymbol für Mutterleib, aber ich bin kein Seelenarzt.

IRENE: Und was soll es bedeuten, daß ich zuerst im Begriff war, die alte Bechlarn zu besuchen, an die ich seit Jahr und Tag nicht gedacht habe, und wieso lebte Mutter im Traum auf, die doch gestorben ist? Woher überhaupt dieser ganze Traum von Selbstmord — bei Mutters Lebensfestigkeit, da sie gestorben ist, ohne den Tod nur zu ahnen? Schließlich: daß ich sie „Muttchen" nannte, was ich gewiß im Leben niemals gesagt habe. Du weißt, wie ich mit ihr stand. Hassen kann man seine Mutter wohl nicht, aber auch nicht ihr fremder sein als ich ihr, wie sie mir. Solange ich Kind war, bin ich ihr gleichgültig gewesen. Später kamen die furchtbaren Zerwürfnisse, als ich ihr ins Kloster entlief, und nur während meiner Ehe mit Otto war es eine Weile zwischen uns gut, weil ich vernünftig in ihren Augen war und er reich. Aber dann kamst du, kam meine in ihren Augen heillose Unvernunft und die Ehe mit dem Habenichts, der du warst — bis, ja bis endlich zu Agathes Geburt . . .

KLEMENS: Wo sie allerdings zu dir reiste, um dir beizustehn.

IRENE: Ja, immer sicher in ihren Pflichten.

KLEMENS: Wie sie sagte.

IRENE: Welch ein Tohuwabohu von Traum und Wahrheit!

KLEMENS: Aber nein!

IRENE: Getraust du dir, es zu ordnen?

KLEMENS: Von der wissenschaftlichen Traumdeutung verstehe ich das wenigste; wir werden aber auch, glaube ich, das wenigste brauchen. Zuerst muß ich dich etwas fragen. Du warst noch im Anfang deiner Erzählung, als mir etwas einfiel, von dem du selber mir freilich erst sagen mußt, ob es hieher gehört. Erinnere dich, bitte: als ich vor vierzehn Tagen einige Wochen lang verreist war, schriebst du mir, deine Nichte Klara habe dich besucht.

IRENE: Klemens! Wie kommst du jetzt darauf?

KLEMENS: Ah, merkst du schon etwas? Sie habe dir, schriebst du, etwas Schauriges erzählt, das du nicht wiedergeben könntest; ich sollte dich daran erinnern, wenn ich zurückkäme. Du ahntest also schon, daß du es vergessen würdest, — und wie es so geht, habe ich es auch vergessen.

IRENE: Daß ich das konnte! So schrecklich, wie es war — es machte mich nächtelang schlaflos. Höre es nur: Du erinnerst dich wohl, daß ich dir von einer entfernten Verwandten erzählte, die Frau eines Vetters von Papa. Sie lebten in der glücklichsten Ehe zusammen, so daß sie bei allen Leuten als Muster galt, und es hieß, die beiden seien in dreißig Jahren keine zwei Tage getrennt gewesen und niemals entzweit. Aber im Laufe der Jahre fiel sie in Schwermut; es waren Anfälle, die sie ganz verschatteten und stumm machten. Was es im Kern war, sagte sie niemand, sie bat nur alle in ihrer Nähe, ihr

zu helfen und sie vor ihr selber zu schützen. In den letzten Jahren bekam sie eine Pflegerin, die sie nie verließ. Und nun, zuletzt, wollte das Ehepaar auf einer Reise an die See, von Berlin aus, die Eltern von Klara besuchen. Im letzten Augenblick mußte der Mann, aus geschäftlichen Gründen glaube ich, zurückbleiben; statt seiner fuhr die Pflegerin mit im Schlafwagen. Die erwachte früh am Morgen; sie konnte nicht wieder einschlafen, kleidete sich leise an, weil meine Tante zu schlafen schien, und trat auf den Gang hinaus. Der Schaffner bot ihr Kaffee an, sie trank, und als sie das Abteil wieder öffnete, war es leer. Auf dem Bett lag ein Zettel, mit den Worten bekritzelt: sie könne nun nicht mehr widerstehn, sie müsse sich töten . . .

Oh, du verstehst, Klemens, was mir so grauenvoll war! Das eine, daß die Pflegerin in das leere Abteil kam; und das andere, daß der Mann sie ein einziges Mal allein reisen ließ.

KLEMENS: Ein einziges Mal, ja, wenn etwas geschehen soll, müssen die Menschen sich fügen. Aber für dich war die Vorstellung des Unheils so schaurig, daß du sie vergessen mußtest; und ohne dein Vergessen hätte sie dein Traum nicht ergreifen können, um dir eine Tiefe deines Lebens zu öffnen.

IRENE: Ja, begreifst du denn, Klemens, was diese so viel Jahre lang zum Sterben genötigte Frau gemein hat — mit meiner lebenswilligen Mutter?

KLEMENS: Denke daran, wie dir deine Mutter gestorben ist. Anderthalb Jahre lang war ihr, ohne daß sie es ahnte, der Tod sicher, den alle in ihrer Nähe ihr verheimlichten, und sie hat so gelitten, daß alle so wie du ihr nur die eine Erlösung wünschten und aufatmeten, als sie kam. Rechnest du hiezu die Fremdheit von ihr und dir, so ergibt sich, daß deine Mutter, oder sagen wir klarer: daß eine Mutter starb, ohne Schmerz, ohne Trauer der eigenen Tochter. Ja, scheint dir das recht? Scheint dir das natürlich?

IRENE: Wie sollte es, Klemens!

KLEMENS: Darum hat nun dein Traum es ins Rechte gelenkt. Er hat seine Pflicht als Traum erfüllt, die darin besteht, uns alles vollenden zu lassen. Er läßt uns alles nachholen, was wir im Wachen versäumten, freiwillig oder unfreiwillig, das Vergessene, Unterlassene, Verhinderte. Die volle Angst und das Mitleid, das du am Krankenbett nicht empfinden konntest, im Traum empfandest du's endlich.

IRENE: Aber sie lebte im Traum, warum lebte sie denn?

KLEMENS: Ja, hast du nicht, als sie damals starb, die Todeserlösung nur deshalb gewünscht, weil du keine andere wußtest? Wäre es dein Wunsch heute nicht, daß sie noch lebte?

Schweigen.

IRENE: Aber daß ich sie „Muttchen“ nannte ... Verzeih, ich muß beinah lachen, es ist so undenkbar.

KLEMENS: Dann hast du es im Leben vielleicht einmal gesagt, als du nicht denken konntest.

IRENE: Was sagst du da!

KLEMENS: Nun? Fällt dir etwas ein?

IRENE: Als Agathe geboren wurde, da kam sie ...

KLEMENS: Immer sicher in ihren Pflichten.

IRENE: Sie saß am Bett so gerade wie immer, und jedes Mal, wenn ich schreien wollte, sagte sie: „Nimm dich zusammen! Man schreit nicht, ich habe auch nicht geschrien.“ Nur als es vorüber war, da sah ich, daß ihre Nase ganz weiß an der Spitze war, und da wußte ich —, da sagte ich: Muttchen.

KLEMENS: Geburt und Tod, Leben und Sterben — dein Traum sah sie in eins, in der Tiefe.

Schweigen.

IRENE: Warum wollte ich die alte Bechlarn besuchen?

KLEMENS: Dein Traum wußte es wohl. Wie sagtest du doch von ihr? „Für mich hatte sie viel Verstehn und Verzeihn.“ Deine Mutter hatte das nicht für dich, darum fand sie dein Traum bei seinem Tasten in der Tiefe nach deinen ältesten Vergessenheiten, nach einer Gestalt deines Lebens, einer alten, wahren Verbundenheit, an die er dich knüpfen wollte, um dich dann loszureißen, aus der Mutterferne heraus in die Mutternähe. Denn — weißt du es nicht? Nichts was entsteht in der Schöpfung, entsteht allein aus sich selber. Es braucht einen Widerstand, um die Kraft zu gewinnen, die es recht in das Leben treibt. Wo kein Widerstand ist, da ist Willenlosigkeit, da kann noch Nichts werden; Leben ist Überwindung.

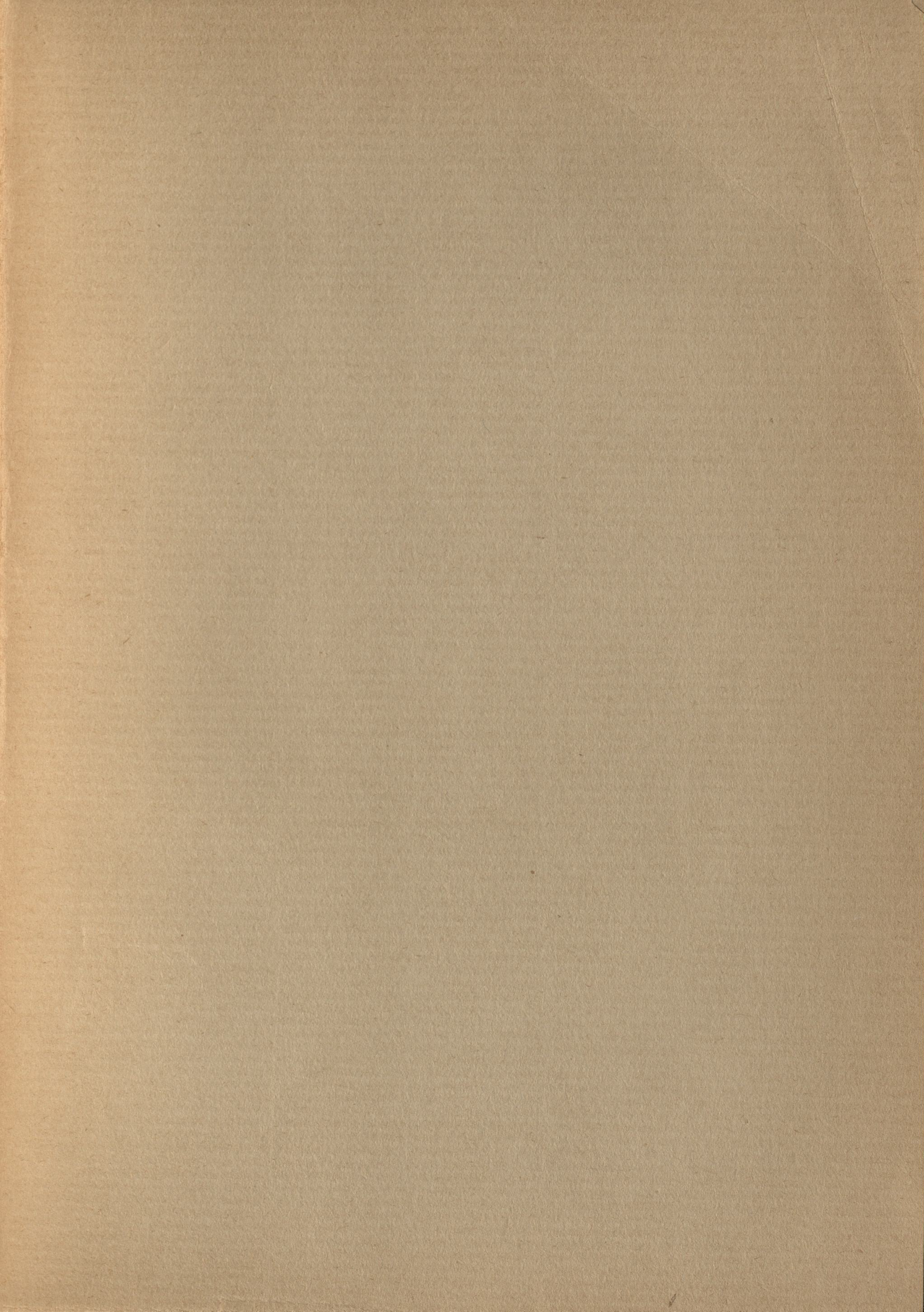
Und — um den Schmerzenstod einer Ungeliebten mitzusterben, darum tauchte dein Traum dich in den untersten Grund deiner Natur: in das eigene Sterben, in deinen Schoß, in dein Kind, in deine Mutter zurück.

NACHWORT

Der Aufforderung Herrn Professor **Freuds** folge ich gern, der vorstehenden Darstellung eines Traums und seiner Auslegung ein Wort über die realen Lebensbeziehungen nachzuschicken. Bündig kann ich zunächst sagen, daß dieser Traum so geträumt und bald danach im Gespräch so untersucht und aus dem Leben abgeleitet wurde, wie es in meiner Darstellung zu sehen ist. Denn gerade die einfache Ordnung und Klarheit des Traumes und seiner Lebenszusammenhänge,

dazu die schönen seelischen und Schicksalstiefen, in die er hinableuchtet, diese verlockten und bewogen mich, die zarte, flüchtige und dennoch so tief und kräftig gebundene Erscheinung mit geringer Anwendung von Kunst in festere Form zu fassen. Die Anwendung von Kunst hatte denn freilich ein paar geringfügige, das Wesen der Dinge nicht verletzende Veränderungen zur Folge, insofern eine Kardinaleigenschaft jeglicher Kunstübung Vereinfachung ist. Also wurde das untersuchende Gespräch in Wirklichkeit nicht in so geradlinig einfacher Weise geführt, und im Traum war es so, daß die Träumende „Klemens“ nicht gleich im Auto, sondern erst später unterwegs traf; auch der Bahnhof verlangte eine etwas sinnfälligere, traumhafter anmutende Beschreibung. Klemens und Irene selber sind keine für dieses Gespräch erfundene Figuren, sondern entstammen ursprünglich meinem Roman „Helianth“ und wurden seither schon mehrmals von mir — als in mir lebendige, in guter seelischer und geistiger Gemeinschaft stehende Gestalten — zur Formung von ähnlichen Gesprächen benutzt. Zur Folge hatte dies, daß die Beziehungen der Träumenden zur Mutter nicht ihrem eigenen, sondern dem Leben Irenens, aus dem „Helianth“, gewonnen wurden, d. h. daß die Wirklichkeit nur in anderen Bildern vorgeführt wird, ohne hierdurch eine Wesensänderung zu erleiden. Noch sei bemerkt, daß der Arzt des Traums keiner von den Ärzten war, welche die Mutter in ihrer Krankheit behandelten, sondern der jetzige Hausarzt der Träumenden.

Eine einzige Abweichung von gewichtigerer Art betrifft die „alte Bechlarn“, die im Traum selber nicht die Institutsvorsteherin der Träumenden war und überhaupt zu ihr in keiner tieferen Beziehung stand. Auch hier war es ein künstlerischer Grund, der mich veranlaßte, die Beziehung zu vertiefen, um die Evidenz der Erscheinung zu erhöhen. Für den Wahrheitswert des Traumes genügte es ja, daß die Träumende, um zu ihrer Mutter den Pflichtweg zu finden, aus einer anderen Lebensrichtung, von einem eigenen Willensziel abgewendet werden mußte, und ich habe, wie gesagt, diesem Ziel nur mehr Gestalt und Farbe gegeben — für das Auge des Lesers, indem ich eine Jugendfreundin der Träumenden an eine Stelle fügte, wo im wirklichen Traum eine — trotz allerlei Bemühungen des Nachforschens — gleichgültige Erscheinung stand. Es war in Wirklichkeit nur eine der Träumenden gutbekannte alte Dame, Mutter einer Freundin, zu der sie aber niemals in persönliche Beziehung getreten ist.



IMAGO, Band XIV (1928), Heft 4

(Ausgegeben Ende Dezember 1928)

REFERATE

Eigentümer und Verleger: Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Ges. m. b. H., Wien I, Börsegasse 11
Herausgeber: Prof. Dr. Sigm. Freud, Wien. — Verantwortl. für die Redaktion: Dr. Paul Federn, Wien I, Riemergasse 1
Gedruckt bei Christoph Reisser's Söhnen, Wien V, Arbeitergasse 1—7